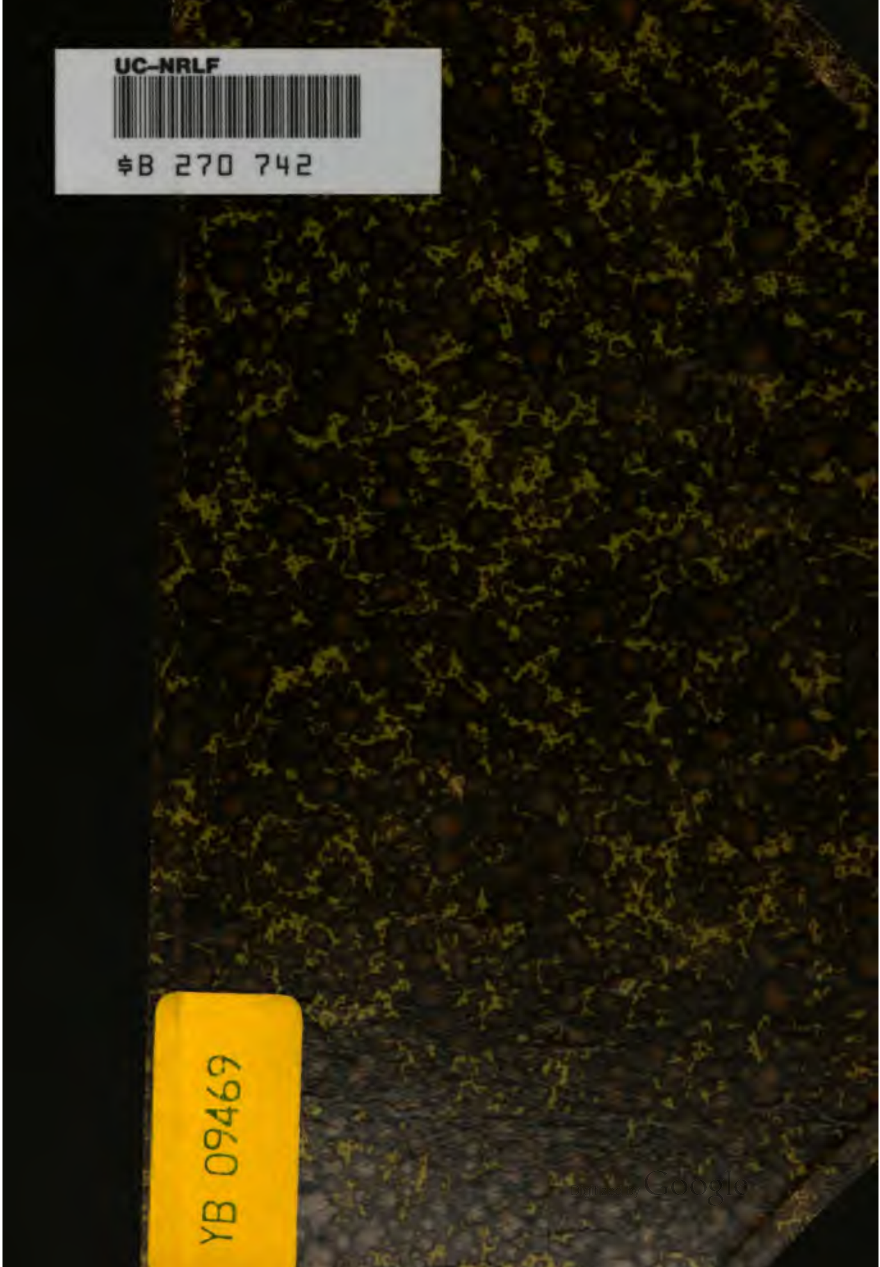


Prinzipien der Aesthetik.

Prinzipien der Aesthetik

von

K. Frankhauser.





Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel)
1904.

mR

Vorwort.

Von der allergrößten Bedeutung für eine jede Wissenschaft sind ihre auf das schärfste ausgearbeiteten und formulierten Prinzipien. Sind diese gegeben, allgemein angenommen und als richtig anerkannt, so hat die Wissenschaft ein sicheres Fundament, auf das sie sich stützen kann, und auf dem sie immer einen sicheren Rückhalt suchen und finden wird.

Schauen wir uns aber bei den einzelnen Wissenschaften nach diesem Fundamente um, so wird bei vielen das Schauen vergeblich sein. Manche jedoch unter ihnen bauen ihr Wissen schon lange auf einer sicheren und allgemein anerkannten Grundlage auf. Zu diesen gehören die Naturwissenschaften. Daher die Sicherheit ihrer Methode und die Exaktheit ihrer Resultate.

Eine Wissenschaft hingegen, der eine sichere Grundlage bekanntlich bis jetzt noch ganz fehlt, ist die Philosophie.

Die Philosophen sind sich noch nicht einmal darüber einig, welches Wissensgebiet ihre Wissenschaft zu bearbeiten hat. Von einem jeden wird ihr ein anderer Bereich zugeteilt und ihre Aufgabe anders bestimmt.

Gilt dies von der Philosophie im allgemeinen, so gilt es auch von ihren einzelnen Disziplinen und unter diesen wieder besonders von der Aesthetik. Die Ansichten über deren Prinzipien gehen oft völlig auseinander. Die meist übliche Definition der Aesthetik als Wissenschaft des Schönen und der Kunst ist nur dogmatisch übernommen und nicht auf Grund von Untersuchungen wissenschaftlich festgestellt. Wird die Aesthetik von vornherein und ohne weiteres in dieser Weise definiert, so gehört sie zu den vielen künstlichen, jedoch nicht zu den wenigen natürlichen Wissenschaften.

Eine künstliche Wissenschaft aber ist eine solche, die aus einem allgemeinen Bereich von Erscheinungen einen besonderen Kreis aus praktischen Rücksichten ausscheidet und ihre Untersuchungen auf diesen beschränkt; eine natürliche Wissenschaft hingegen eine solche, die sich mit einem ganzen Bereiche von Erscheinungen befaßt, die von denen eines andern Bereiches ihrer Natur nach ganz und gar verschieden sind.

Daß aber die Erscheinungen, mit denen sich eine Wissenschaft befaßt, besonderer Art sind, darf nicht von vornherein angenommen, sondern es muß zuerst untersucht

werden, ob und warum sie anders geartet sind. Das haben jedoch die Aesthetiker meist unterlassen.

In der folgenden Abhandlung soll daher zunächst nachgewiesen werden, daß die Aesthetik zu den natürlichen Wissenschaften zu zählen ist. In der darauf folgenden Untersuchung aber soll ihr ein neues, sicheres Fundament gegeben werden. Diese Fundamentierung wird erfolgen auf Grund empirisch gegebener Tatsachen. Mit denselben werden wir operieren geradeso, wie die Naturwissenschaften mit den ihren. Jedoch werden wir uns nicht auf diejenigen der Bewegung beschränken und durch diese alle andern zu erklären suchen wie die Materialisten, sondern auch die Tatsachen des Empfindens, Fühlens und Wollens mit in den Kreis unserer Betrachtung ziehen; denn diese sind gleichfalls empirisch.

Nach diesen Erörterungen ist es ganz selbstverständlich, daß Geist, Seele, Absolutum, an und für sich existierende Ideen und sonstige, derartige, metaphysische Gebilde in der folgenden Abhandlung keine Rolle spielen werden. Auch auf aprioristische, dialektische, begriffsverdrehende Spekulationen werden wir uns natürlich nicht einlassen. Wir sind nämlich der Ansicht, daß diejenige Methode, welche die Naturwissenschaften zu solch glänzenden Resultaten geführt hat, auch in der Philosophie vollkommen ausreicht, um zu Ergebnissen zu gelangen.

Würde diese Methode in der Aesthetik nicht nur, sondern

in der Philosophie überhaupt streng durchgeführt, so würden ihre Resultate an eleganter Exaktheit nicht mehr hinter denen der Naturwissenschaften zurückstehen. Auch käme ihnen dieselbe allgemeine Gültigkeit zu wie jenen. Das aber zu erreichen, muß das Ziel alles Philosophierens sein.



Einleitung.

I.

1. Die erste Aufgabe, die wir uns zu stellen haben, ist die, zu untersuchen, ob die Aesthetik eine künstliche oder natürliche Wissenschaft ist. Diese Untersuchung wird zu einer Definition führen, durch welche die Stellung der Aesthetik innerhalb des Ganzen der Wissenschaften genau bestimmt wird. Eine solche ist aber von großem Vorteil für die Aesthetik nicht nur, sondern für eine jede Wissenschaft. Denn durch dieselbe wird man sich erst der Eigentümlichkeiten einer Einzelwissenschaft andern gegenüber voll bewußt, hierdurch erst verschafft man sich Klarheit über das, was sie zu leisten hat, über ihre Aufgabe, was wiederum vor unangebrachten, nicht in dieselbe gehörigen, daher ihren Charakter verwischenden Abschweifungen bewahrt.

Die Definition einer künstlichen Wissenschaft ist ein leichtes, da der Inhalt einer solchen bestimmt ist durch

einen beliebig ausgewählten Kreis von Erscheinungen. Die Grenzen einer natürlichen Wissenschaft jedoch sind durch die Natur der Erscheinungen selbst gegeben; sie können demnach nicht beliebig festgesetzt, sie müssen vielmehr gesucht werden. Es muß daher zunächst das Ganze der Erscheinungen ins Auge gefaßt werden, und die verschiedenen Arten der Erscheinungen ergeben dann den Stoff für die verschiedenen natürlichen Wissenschaften.

Ob nun die Aesthetik eine künstliche oder eine natürliche Wissenschaft ist, wird das Folgende ergeben. Eine natürliche Wissenschaft ist sie dann, wenn die Erscheinungen, mit denen sie sich befaßt, eine bestimmte Art der Gesamterscheinungen darstellen, welche ihrer Natur nach von andern Erscheinungen ganz und gar verschieden; eine künstliche, wenn dies nicht der Fall.

2. All unser Erkennen richtet sich auf Erscheinungen. Die Erscheinungen aber sind entweder objektiv oder subjektiv, d. h., sie gehören entweder der Außenwelt oder unserer Innenwelt an. Das naive Erkennen befaßt sich zunächst mit den objektiven, mit den Erscheinungen der Außenwelt. Es hat zunächst kaum eine Ahnung von den Erscheinungen der Innenwelt als Objekten des Erkennens. Es konstatiert zunächst die Existenz der äußeren Erscheinungen und ihre Stellung in Raum und Zeit, lokal-temporales oder kurzweg statistisches Erkennen; es sucht ferner alle, auch die verwickelsten Erscheinungen

auf einige Grunderscheinungen, z. B. alle mechanischen Erscheinungen auf die empirischen Gesetze der Bewegung zurückzuführen, kausales Erkennen; es sucht drittens die Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit aller Erscheinungen zu erkennen, teleologisches Erkennen und viertens den Intellekts-, Gefühls- und Willenszustand derjenigen Erscheinungen, die mit Intellekt, Gefühl und Willen ausgestattet sind. Die letzte Art des Erkennens setzt schon eine Beobachtung der subjektiven Erscheinungen voraus; denn nur an diesen subjektiven Zuständen können wir uns die objektiven klar machen. Diese subjektiven Erscheinungen werden jedoch noch nicht selbst zu Objekten des Erkennens gemacht, sondern nur, soweit sie zum Verständnis der äußeren Erscheinungen notwendig sind, beobachtet.

Diese Art des Erkennens bildet den Uebergang zum subjektiven, und es kann demnach objektiv-subjektiv genannt werden.

Beobachtet man die eigenen Zustände nicht mehr, um an denselben einen Maßstab für objektive Erscheinungen zu haben, sondern macht man die am Subjekt beobachteten Empfindungs-, Gefühls- und Willenserscheinungen zu Objekten der Erkenntnis, so wird das Erkennen subjektiv.

Das subjektiv-objektive sowie das subjektive Erkennen können ebenso wie das objektive statistisch, kausal und teleologisch sein.

3. Für den objektiv Erkennenden war das Objekt das

erste und unmittelbar gegebene. Der subjektiv Erkennende gelangt aber zu der Einsicht, daß das Subjekt das erste, unmittelbar gegebene und gewisse ist und daß die Außenwelt durch das Subjekt produziert oder reproduziert wird. Er gelangt zu der Einsicht, daß es gar keine Außenwelt zu geben braucht, daß er also ihr Produzent, oder daß, wenn es eine Außenwelt gibt, sie gar nicht so zu sein braucht, wie er sie sieht, daß, wenn auch die Erregungen des Subjektes von außen kommen, die erregenden Objekte dennoch nicht so zu sein brauchen, wie sie erscheinen, daß vielmehr die Erregungen zu etwas andersartigem, den eigentlichen Dingen ganz und gar unähnlichem durch das Subjekt verarbeitet sein können. Er erkennt somit die Möglichkeit einer Außenwelt, für deren Erregungen wir unempfindlich sind, von deren Existenz und Beschaffenheit wir gar keine Notiz nehmen können, auf deren Erkenntnis wir also verzichten müssen.

Auch die Frage, ob die Außenwelt produziert oder reproduziert wird, ist unlösbar, aber auch von gar keiner Bedeutung. Denn nehmen wir an, daß sie produziert wird, so wird sie doch nach strengen, ewigen Gesetzen produziert, und sie ist unserer Willkür keineswegs unterworfen. Wir sind dennoch von ihr und ihren Erscheinungen abhängig, und diese Abhängigkeit wird denjenigen schon zur Vernunft bringen, der sich einbildet, er sei Herr der Erscheinungswelt, weil er sie produziere. Ge-

rade der Widerstand, den die Erscheinungen der Außenwelt unserem Willen entgegensetzen, charakterisieren ihre selbständige Stellung uns gegenüber.

Es bleibt sich demnach ganz gleich, ob wir annehmen, daß die Außenwelt produziert oder daß sie reproduziert wird. Denn nehmen wir an, daß sie produziert wird, so müssen wir doch zugeben, daß sie von normalen Menschen gesetzmäßig produziert wird, daß sie sich gerade so verhält, als würde sie reproduziert. Nehmen wir aber an, daß sie reproduziert wird, so ist auch diese Annahme für unser Erkennen von gar keiner Bedeutung, wir müssen uns doch immer an die reproduzierte Außenwelt halten und können diese nicht mit der wirklichen vergleichen. Auf die Erkenntnis der letzteren müssen wir für immer verzichten; denn alle Erkenntnisse werden vermittelt durch unsere erkennenden Organe, und durch diese können sie transformiert sein. Eine Erkenntnis, welche nicht durch die erkennenden Organe vermittelt würde, gibt es aber nicht.

Der natürliche und unbefangene Standpunkt also, welcher annimmt, daß die Außenwelt reproduziert wird und daß sie der ursprünglichen gleich, ist wissenschaftlich gerade so berechtigt wie diejenigen Standpunkte, welche annehmen, daß die Außenwelt produziert oder doch so reproduziert wird, daß sie der ursprünglichen absolut nicht mehr gleicht. Der natürliche Standpunkt ist sogar noch

berechtigter; denn möglich sind sie beide; der erstere hat aber noch die natürliche, unbefangene Ueberzeugung eines jeden für sich.

4. Das subjektive Erkennen, welches unsere Erkenntnis über alle Grenzen zu erweitern schien, muß also diese stolzen Pläne wieder fahren lassen, wenn es sich nicht in wertlose, unwissenschaftliche, metaphysische Spekulationen verrennen will. Durch die glänzenden Aussichten, die sich ihm eröffneten, wurde das Erkennen nur in seiner Entwicklung gehemmt und irre geleitet; es entwickelte sich sogar nach rückwärts und wurde wieder objektiv, indem es sich auf eine objektive, metaphysische Außenwelt richtete.

Nachdem die Unmöglichkeit einer Erweiterung unserer Erkenntnis nach dieser Seite hin erkannt, lenkt das Erkennen wieder in die verlassene, richtige Bahn ein, und es wird wiederum subjektiv. Es richtet sich also auf die subjektiven Erscheinungen. Diese zerfallen aber in drei Arten: in die Erscheinungen des *Empfindens*, *Fühlens* und *Wollens*.

Das subjektive Erkennen befaßt sich demnach erstens mit den Erscheinungen der Empfindung und sucht auf Grund derselben die Entstehung der Außenwelt genetisch darzulegen; es befaßt sich ferner mit den Erscheinungen des Gefühls und den Beziehungen der Erscheinungswelt zu denselben und schließlich mit den Erscheinungen des

Willens und den Beziehungen der Erscheinungswelt zu denselben.

Die Erscheinungen des Empfindens, Fühlens und Wollens sind aber identisch mit denjenigen, die in der Logik, Aesthetik und Ethik untersucht werden, was demjenigen, der dies bestreiten wollte, wenigstens für die Aesthetik, durch die folgende Untersuchung noch klar ersichtlich wird. Letztere ist aber eine natürliche Wissenschaft darum, weil in ihr eine besondere Art von Erscheinungen, welche von andern ihrer Natur nach ganz und gar verschieden sind, nämlich diejenigen des Gefühls, untersucht werden.

II.

1. Ueber die Erscheinungen, mit welchen wir uns in der Aesthetik zu befassen haben, sind wir uns jetzt klar geworden, jedoch noch nicht darüber, was wir mit den Erscheinungen anfangen, wie wir mit denselben operieren sollen. Um uns auch hierüber Klarheit zu verschaffen, wollen wir zu ermitteln suchen, was überhaupt alle Wissenschaften durch ihre Forschungen zu erreichen sich eifrig bemühen.

Eine jede Wissenschaft befaßt sich mit einem Komplex von Erscheinungen. Dieser liegt als unentwirrbarer Knäuel vor ihr, und das Bestreben derselben geht zunächst

dahin, diesen Knäuel zu entwirren dadurch, daß sie die Erscheinungen nach ihrer Verschiedenartigkeit gruppiert und in einzelnen Haufen zusammenbringt, diese Haufen dann wieder entwirrt u. s. w., bis sie zur Einzelerscheinung gelangt.

Diese Tätigkeit beginnt schon im Kindesalter. Das Kind bringt zunächst alle Erscheinungen, da es noch nicht imstande ist, sie zu unterscheiden, unter die allgemeinsten Begriffe: Ding, Etwas etc. unter. Bald aber erkennt es die Verschiedenartigkeit der Erscheinungen, sondert es dieselben und schließt sie in engere, in jenen allgemeinen enthaltene Begriffe ein. Es unterscheidet zwischen Mineral, Pflanze, Tier. Diese Begriffe werden auch bald als zu eng erkannt, und es konstruiert sich innerhalb derselben andere Begriffskreise. Es erkennt die Verschiedenartigkeit der Mineralien, Pflanzen und Tiere, und es unterscheidet Sand, Lehm, Stein etc.; Gras, Strauch, Baum; See, Land, Insel etc.; See-, Land- und Lufttiere etc. Diese Begriffsbildung wird in dieser Weise weiter fortgesetzt, und sie führt von den allgemeinsten Begriffen zu besonderen.

Das Erkennen bewegt sich auch innerhalb der Wissenschaften in dieser Richtung weiter, bis man zu dem Resultate gelangt, daß es in der ganzen Welt vielleicht keine zwei Erscheinungen gibt, welche einander vollkommen gleich sind. Hiermit hat aber diese Bewegung ihr Ende erreicht. Sie ging von den allgemeinsten Begriffen aus,

gelangte zu immer engeren und schließlich zur Einzelerscheinung. Da diese Begriffe natürlich und unbewußt gebildet werden, könnte man sie natürliche nennen. Da sie jedoch nur nach äußeren Merkmalen gebildet sind und oft die heterogensten Erscheinungen zu einer unnatürlichen Einheit zusammenfassen, sollen sie künstliche Begriffe genannt werden.

2. Mit diesem Ergebnis begnügt sich jedoch das Erkennen nicht. Nachdem es den Komplex der Erscheinungen entwirrt, aufgelöst, analysiert hat, will es sie wieder, um sich die Uebersicht zu erleichtern, zusammentun, will es wieder eine zur Einheit zurückführende Synthesis mit ihnen vornehmen.

Während das Erkennen sich vorher auf die Unterschiede richtete, sucht es jetzt zu ermitteln, worin die Erscheinungen miteinander übereinstimmen, in wiefern sie gleich sind, in wiefern sie untereinander zusammenhängen. Es sucht nach charakteristischen Merkmalen und konstatiert, daß zwar in allen Merkmalen kaum zwei Erscheinungen übereinstimmen, daß aber die Uebereinstimmung der Erscheinungen vorhanden, wenn man einzelne Merkmale herausgreift, und daß der Kreis der in dieser Weise übereinstimmenden Erscheinungen um so größer, je kleiner die Anzahl der Merkmale. Nach der Art und Anzahl der übereinstimmenden Merkmale werden nun die Erscheinungen aufs neue in Gruppen, in Begriffen untergebracht. Diese Be-

griffsbildung geht also, umgekehrt wie die vorhergehende, vom Individuum aus, gelangt zu immer allgemeineren und schließlich zu den allgemeinsten Begriffen.

Die auf diese Weise gebildeten Begriffe könnte man, da sie mit Bewußtsein gebildet, künstliche Begriffe nennen. Da sie jedoch die ihrer Natur nach zusammengehörenden Erscheinungen zusammenfassen, sollen sie natürliche Begriffe genannt werden.

Die natürlichen Begriffe stimmen z. T. mit den künstlichen überein, z. T. auch nicht. So gehört der Walfisch unter den künstlichen Begriff Fisch, was schon aus dessen Benennung zu ersehen ist; dagegen unter den natürlichen Begriff Fisch gehört er nicht etc.

Während die künstliche Begriffsbildung zu dem Ergebnis führte, daß es unter allen Erscheinungen kaum zwei gibt, die sich in allem gleich sind, führt die natürliche zu dem entgegengesetzten Ergebnisse, daß es unter allen Erscheinungen keine zwei gibt, die ihrer Natur nach ganz und gar verschieden sind. Denn allen Erscheinungen liegt die Substanz und ihre Eigenschaften zugrunde; alle Erscheinungen müssen sich auf diese zurückführen lassen.

3. Die Aufgabe der Wissenschaften besteht demnach darin, die Erscheinungen zunächst vermittelst der künstlichen Begriffe zu entwirren, hierauf vermittelst der natürlichen Begriffe die zusammengehörigen Erscheinungen zusammenzustellen, nach Begriffsumfängen zu ordnen und

auf die Substanz und ihre Eigenschaften zurückzuführen.

Mehr kann, braucht und will keine Wissenschaft leisten, die sich über das, was sie zu leisten hat, klar geworden ist.

Was aber die Substanz und ihre Eigenschaften: Bewegung, Empfindung, Gefühl, Wille sind, dessen ist sich jeder unmittelbar bewußt. Es sind unmittelbar gegebene oder unmittelbar vermittelte Grundtatsachen. Unmittelbar gegeben sind sie, wenn die Außenwelt produziert, unmittelbar vermittelt, wenn sie reproduziert wird.

Diese Grundtatsachen sind die Bausteine, mit welchen wir alles Erkennen aufbauen. Haben wir die Erscheinungen auf diese zurückgeführt, so haben wir alles getan, was zu tun ist. Wer sich zur Klarheit inbetreff dieser Fragen durchgerungen hat, wird sich damit auch vollkommen zufrieden geben. Ein weiterer Schritt ist für ihn überhaupt ganz undenkbar. Denn wenn man auf die Prinzipien alles Seins und alles Erkennens zurückgeht, so gibt es zuletzt nur noch zu konstatieren, daß etwas ist. Wer auch noch das „Muß“ dieses „Ist“ bewiesen haben will, der zeigt dadurch nur, daß sein Denken über das Embryostadium noch nicht hinausgekommen ist.

Ob aber die Substanz unentstanden und unvergänglich oder ob sie ursachlos entstanden ist und wieder ursachlos vergehen kann, ob sie das einzig existierende oder ob außer ihr noch etwas als Ursache derselben existiert, das sind

Fragen, die unsern Horizont überschreiten, Fragen also, die sich mit Sicherheit nicht beantworten lassen.

Auf Grund von Analogieschlüssen kann man jedoch annehmen, daß die Substanz unentstanden und unvergänglich, und daß sie das einzig existierende ist, weil man noch nie hat Substanz entstehen und vergehen sehen, und weil noch nie ein außerhalb der Substanz existierendes Sein hat konstatiert werden können.

Alle diese Fragen sind aber auch von geringer Bedeutung. Nehmen wir an, die Substanz ist unentstanden und unvergänglich, so sind es auch ihre Eigenschaften, und es läßt sich nur die Existenz der Substanz und ihrer Eigenschaften konstatieren. Nehmen wir an, die Substanz ist ursachlos entstanden, so sind es auch ihre Eigenschaften, und es gilt dasselbe von ihr wie vorhin. Nehmen wir aber an, sie sei von einem außerhalb ihrer existierenden Sein verursacht, so ist dies doch unerkennbar, da unsere Organe, wenigstens diejenigen der Nichtspiritisten, nur für die Erkenntnis der Substanz und ihrer Eigenschaften eingerichtet sind. Wir kommen also auch in diesem Falle über eine Konstatierung der Substanz und ihrer Eigenschaften nicht hinaus. Nur die einzelnen Erscheinungsformen lassen sich auf andere und schließlich auf die Substanz zurückführen. Ein weiteres Vorgehen ist unmöglich.

4. Was von den Wissenschaften im allgemeinen gilt, gilt von denselben auch im besonderen. Die Aufgabe einer

einzelnen natürlichen Wissenschaft besteht demnach darin, eine bestimmte Art von Erscheinungen auf eine bestimmte Eigenschaft der Materie zurückzuführen und den Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der übrigen Erscheinungswelt zu ergründen.

Die Aufgabe der Physik ist es demnach, die Bewegungserscheinungen auf die allgemeinen Gesetze der Bewegung zurückzuführen und ihren Zusammenhang mit der übrigen Erscheinungswelt zu ergründen. Dasselbe gilt von der Logik bezüglich der Empfindungserscheinungen, von der Ethik bezüglich der Willenserscheinungen und schließlich von der Aesthetik bezüglich der Gefühlserscheinungen.

Wenn manche aber glauben, alle Erscheinungen, also auch Empfindung, Gefühl und Wille, bloß auf Bewegungen zurückführen zu können, so ist dies ein grober Irrtum. Ein Zusammenhang und eine wechselseitige Affizierung zwischen den Eigenschaften der Bewegung und den andern Eigenschaften ist allerdings nicht zu verkennen; damit ist aber noch nicht gesagt, daß alle Erscheinungen weiter nichts als Bewegungserscheinungen sind. Die andern Eigenschaften treten allerdings erst auf, wenn die Substanz in bestimmter Weise erregt ist, aber dennoch sind sie etwas anderes als Bewegungen. Niemand wird wohl im Ernst behaupten wollen, Gefühl und Empfindung seien Bewegungen und weiter nichts. So liegen den Tönen und Farben zwar Bewegungen zugrunde, Ton und Farbe sind aber dennoch

mehr als Bewegungen, es sind Grundtatsachen unserer Empfindung.

5. Führt eine Wissenschaft die Erscheinungen auf eine Eigenschaft der Substanz zurück, so induziert sie; sie geht vom Unbekannten aus und führt auf Bekanntes zurück. Fängt eine Wissenschaft mit der Substanz und ihren Eigenschaften an und ist sie imstande, die einzelnen Erscheinungen auf Grund derselben abzuleiten, so deduziert sie. Sie geht vom Bekannten aus und führt das Unbekannte auf das Bekannte zurück.

Der Weg, den eine Wissenschaft einschlägt, ist immer der induktive. Denn zunächst sind immer die einzelnen Erscheinungen als unbekannte Größen gegeben. Ist sie aber zu Resultaten gelangt, so ist es vorteilhafter und natürlicher, dieselben zu deduzieren, d. h. vom bekannteren, allgemeineren auszugehen und das Unbekannte auf jenes zurückzuführen. Kann man eine Wissenschaft deduzieren, so ist es von Nutzen, sich klar zu machen, durch welche Schlüsse dieselbe auf induktivem Wege zu ihren Resultaten gelangt ist. Dieser induktive Weg in seinen Grundzügen läßt sich finden, ohne daß man es nötig hätte, die Geschichte der Wissenschaft zur Hilfe zu nehmen. Die Erscheinungen sind nämlich dieselben wie vor tausenden von Jahren, und auch die Gesetze des Erkennens sind dieselben geblieben. Man muß sich also nur den Erscheinungen unbefangen gegenüberstellen können, und sie werden das Er-

kennen des einzelnen ebenso affizieren, wie sie dasjenige einer Reihe von Individuen während langer Zeiträume affiziert haben. Nur sind wir letzteren gegenüber dadurch im Vorteil, daß uns der Weg bekannt, während er jenen noch nicht bekannt war, während er von jenen erst gefunden werden mußte. Wir können deshalb den Weg bedeutend schneller zurücklegen, ohne deshalb intelligenter sein zu müssen als jene. Die Bewegung wird sofort unendlich langsamer, sobald wir uns unbekannten Erscheinungen gegenüber befinden. Durch den bis hierher zurückgelegten Weg haben wir aber gelernt, in welcher Weise mit den Erscheinungen operiert werden muß, um zu Resultaten zu gelangen, und hierin besteht der eben erwähnte Nutzen, den eine Rekonstruktion des induktiven Weges bringt.

Die Induktion ist zwar der gewöhnliche Weg, um zu Resultaten zu gelangen; für die Darstellung derselben ist aber die Deduktion vorzuziehen. Dieselbe erspart einem alle Kreuz- und Quergänge einer genau wiedergegebenen Induktion. Wird in dieser auch nur das Notwendigste beigebracht, so geht das volle Verständnis für eine Wissenschaft doch erst dann auf, wenn ihre Resultate deduziert d. h. vom unmittelbar Bekannten aus abgeleitet werden. Es sollen daher auch im folgenden die Ergebnisse deduziert werden.

Die Gefühlserscheinungen.

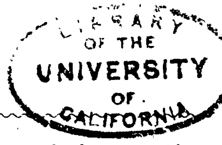
I.

1. Mit was für Erscheinungen die Aesthetik sich zu befassen hat, wissen wir schon; es sind diejenigen des Gefühls. Es sind also jetzt die Gefühlstatsachen zu konstatieren und alle anderen Gefühlserscheinungen auf dieselben zurück zu führen.

Das Gefühl ist entweder ein Gefühl der Lust oder ein Gefühl der Unlust. Alle Erscheinungen haben entweder eine Beziehung zu unserem Gefühl der Lust oder zu unserem Gefühl der Unlust, oder sie verhalten sich neutral.

Die durch die Objekte erregten Gefühle der Lust und Unlust werden auch bezeichnet als Gefallen und Mißfallen.

Je entwickelter das Gefühl, um so größer der Kreis von Erscheinungen, welche unser Gefühl erregen. Das Gefühl der niederen Tiere ist nur durch die Objekte



erregbar, die in unmittelbarer Beziehung stehen zu ihren materiellen Bedürfnissen. Der Kreis der ästhetischen Erscheinungen ist also bei ihnen ein sehr beschränkter. Das Gefühl eines gebildeten Menschen hingegen ist durch jedes Objekt erregbar. Es kann affiziert werden durch einen Wassertropfen, durch ein Sandkorn. Ersterer vergegenwärtigt ihm eine Reihe von meteorologischen, letzteres eine Reihe von geologischen Prozessen, und beide führen ihm dadurch die wunderbare Einrichtung des Weltalls vor Augen, obwohl sie nur ganz unendlich kleine Teilchen desselben bilden und erwecken so ein Gefühl des Staunens und der Bewunderung in ihm. Für den Gebildeten ist jedes einzelne, wenn auch noch so minimale eine Funktion des Ganzen, und der Kreis von ästhetischen Erscheinungen umfaßt daher bei ihm das Ganze der Erscheinungen, das Weltall.

2. Das Gefühl ist imstande die andern Eigenschaften der Substanz zu affizieren, und es kann auch von allen andern affiziert werden.

Es sollen hier jedoch nur die Affektionen des Gefühls durch die andern Eigenschaften näher besprochen, die Affektionen der andern Eigenschaften durch das Gefühl nur kurz angedeutet werden, da diese innerhalb der anderen Wissenschaften zu besprechen sind.

Das Gefühl affiziert erstens die Bewegung. Ein heftiger Affekt erregt uns innerlich und oft auch äußerlich.

Die heftige Gefühlserregung ist hier offenbar Ursache der Bewegung.

Das Gefühl affiziert zweitens die Empfindung. Die Empfindung wird eine äußerst geschärfte, sobald die Erscheinungen Beziehungen haben zu unserem Gefühle der Lust oder Unlust. Die Empfindung kann überhaupt in ihrer größten Schärfe erst dann vorhanden sein, wenn die Erscheinungen Beziehungen haben zu unserm Gefühl der Lust oder Unlust. Eine Folge dieses Gesetzes ist es also, daß diejenigen Gegenstände, für welche die Empfindung geschärft werden soll, zunächst in den Bereich des Gefühls gezogen werden müssen, daß also das Interesse der Empfindung voraus gehen soll. Eine jede Erziehungsmethode, welche dieses Gesetz unbeachtet läßt, ist mangelhaft und kann zu keinen Resultaten führen. Eines der Hauptprobleme der Pädagogik ist demnach folgendes: Wie wird das Interesse der Kinder für diejenigen Gegenstände erweckt, für welche ihre Empfindung geschärft werden soll.

Die Empfindung wird hervorgerufen durch eine Bewegung der Gehirnsubstanz, und die Affektion der Empfindung durch das Gefühl kann demnach auch hier auf Bewegungserscheinungen zurückgeführt werden.

Drittens affiziert das Gefühl ein anderes Gefühl. Ein Gefühl kann ein anderes hervorrufen, verstärken oder abschwächen. Diese Erscheinungen kann man auch auf Be-

wegungsübertragungen zurückführen. Ein Gefühl hat immer eine Bewegung zur Grundlage. Diese Bewegung kann sich fortpflanzen, andere Nerven in Bewegung versetzen oder, wenn sie schon bewegt, ihre Bewegung verstärken oder schwächen, je nachdem die übertragene Bewegung mit der vorhandenen gleichsinnig oder ihr entgegengesetzt ist.

Viertens affiziert das Gefühl den Willen. Der Wille ist weiter nichts als empfundene, bewußte Bewegung. Die bewußte Bewegung erfolgt immer nach der Lust hin und von der Unlust weg. Die Bewegung erfolgt nur dann nach der Unlust hin, wenn die Lust auf keinem andern Wege zu erreichen, und wenn diese größer als die Unlust oder wenn durch jene Unlust eine größere verhütet wird.

Tritt der Bewegung nach der Lust hin kein Hindernis entgegen, ist der Weg frei, so ist auch der Wille frei. Wird die Bewegung nach der Lust hin durch ein Hindernis gehemmt, so wird auch der Wille gehemmt. Die Willensbewegungen erfolgen wie alle Bewegungen gesetzmäßig. Die Willensbewegungen können durch Lust und Unlust reguliert, determiniert werden. Von dieser Tatsache hat die praktische Ethik auszugehen und näher zu bestimmen, wie der Wille determiniert werden kann und muß.

Das Gefühl affiziert die Eigenschaften der Substanz nicht nur, sondern es wird auch von denselben affiziert,

wie schon erwähnt. Die Affizierung erfolgt durch eine Bewegung, durch ein Gefühl, durch eine Empfindung und durch den Willen.

Empfindungen und Willenszustände sind bedingt durch Bewegungen, und man kann sich die Affektionen des Gefühls durch jene vermittelst dieser erregt denken.

II.

1. Da das Gefühl durch die an sich verschiedenen Eigenschaften der Substanz erregt wird, so wird es auch durch die Dinge in verschiedener Weise affiziert, je nachdem sich an denselben die Eigenschaften der Substanz offenbaren.

Nach der Verschiedenartigkeit der Gefühlsaffizierungen lassen sich die Dinge unterscheiden und in Begriffe bringen. Die derart gebildeten Begriffe sind die ästhetischen. Die Untersuchung derselben wird einen wesentlichen Teil der vorliegenden Arbeit ausmachen. Denn ein exakter wissenschaftlicher Betrieb ist nur dann möglich, wenn alle Begriffe aufs genaueste bestimmt sind. Sollte aber einer der Ansicht sein, die Bestimmung dieser Begriffe sei Sache der Philologie, so könnte man letzteren mit demselben Rechte die Bestimmung der physikalischen Begriffe überlassen. Verwirrend wirkt allerdings der Umstand, daß die ästhetischen Begriffe im Leben bekannter

und gebräuchlicher sind als die physikalischen. Aber auch der landläufigste Begriff gehört einem Wissensgebiet an, und es ist Sache derjenigen Wissenschaft, welche sich mit der Untersuchung dieses Gebietes befaßt, ihn richtig und exakt zu bestimmen. Dies hindert jedoch nicht, daß die wissenschaftlichen Begriffsbestimmungen oft mit dem Sprachgebrauch genau übereinstimmen.

Die rein-ästhetischen Begriffe nun sagen über die Dinge selbst gar nichts, sondern nur über ihre Beziehungen zu unserem Gefühle etwas aus. Sie sagen von einem Dinge nur aus, daß es die Eigenschaft hat, das Gefühl in bestimmter Weise zu erregen.

Da die Erregbarkeit des Gefühls, der Geschmack von der Gefühlsentwicklung abhängig und diese bei den einzelnen Individuen verschieden ist, wie wir sahen, so folgt daraus, daß anch die Begriffsinhalte bei den einzelnen Individuen verschieden sein müssen. Das eine Individuum wird daher unter den einen Begriff Dinge bringen, die ein anderes gerade unter den entgegengesetzten bringt, und da ein jedes seine Begriffsordnung für richtig hält und für richtig anerkannt wissen will, so muß daraus ein erbitterter Streit entstehen, was ja auch durch die Erfahrung bestätigt wird. Es wird nirgends mehr und nirgends mit weniger Erfolg gestritten, als auf ästhetischen Gebieten. Denn nur diejenigen werden sich verstehen, nur die ästhetischen Urteile derjenigen werden miteinander

übereinstimmen, deren Gefühl auf derselben Stufe der Entwicklung steht. Die Gefühlserregbarkeit richtet sich eben nach der Gefühlsentwicklung, und die ästhetischen Urteile haben nur für diejenigen objektive Gültigkeit, werden nur von denjenigen anerkannt, deren Gefühl auf derselben Stufe der Entwicklung steht wie dasjenige des urteilenden Subjektes. Da nun ein jeder seinen Gefühlszustand in der Regel auch bei allen andern voraussetzt, so rechnet ein jeder auf Anerkennung seiner ästhetischen Urteile bei allen andern, so rechnet ein jeder auf ihre objektive Gültigkeit, obwohl sie solche nicht haben.

Daß es aber in der Tat allgemein anerkannte Urteile gibt, kommt daher, daß das Gefühl aller schon eine bestimmte Entwicklungsstufe erreicht hat, welche zur Fällung dieser Urteile erforderlich ist.

Wäre das Gefühl aller gleichmäßig und gleichartig entwickelt, so hätten alle ästhetischen Urteile objektive Gültigkeit. Daß dies nicht der Fall, liegt nur an der verschiedenen Gefühlsentwicklung der Urteilenden. Für die ästhetischen Urteile eines Menschen mit hochentwickeltem Gefühl hat ein andrer mit weniger entwickeltem Gefühl kein Verständnis. Daher kommt es, daß neue Gefühlsrichtungen, welche zugleich Geschmacksvervollkommnungen sind, beim großen Haufen in der Regel wenig Anklang finden. Es dauert immer lange, bis neue Richtungen anerkannt werden, und dann werden sie es, oft nicht aus

Verständnis, sondern nur, weil jene bedeutende Autoritäten für sich gewonnen haben.

Für frühere, tiefer stehende Richtungen schwärmen die meisten immer noch mehr als für durchaus berechtigte moderne und zwar deshalb, weil sie nur jenen ein volles Verständnis entgegen bringen können. Aus dem Lieblingszeitalter, den Lieblingsschriftstellern, den Lieblingskomponisten etc. eines Menschen läßt sich auch dessen Gefühlsentwicklung genau erkennen, und sie reichen für eine Diagnose desselben vollkommen aus.

2. Bei der Affizierung des Gefühls durch eine Bewegung sind zwei Fälle möglich.

Erstens der fühlende Organismus wird affiziert durch seine eigene Bewegungen.

Zweitens er wird affiziert durch Objekte.

a. Die eigene Bewegung des Organismus samt seinen Organen ist dessen Tätigkeit. Diese Tätigkeit ist entweder eine bewußte oder eine unbewußte. Die Tätigkeit der Organe affiziert das Lustgefühl, ihre Untätigkeit das Unlustgefühl. Diese Gefühle bezeichnet man als Behagen und Unbehagen.

War jedoch ein Organ während einer bestimmten Zeit tätig, so kehrt sich das Verhältnis um. Hat dieses wiederum während einer Zeit bestanden, so tritt wiederum das alte ein. etc.

Die Bewegung der Organe erfordert Bewegungsfähig-

keit, Kraft. Diese darf jedoch nur in einem bestimmten Maße vorhanden sein. Kraftüberschuß und Kraftmangel rufen einen zu schnellen oder einen zu langsamen Bewegungszustand der Organe hervor, und beides erregt Unlust.

Solche Unlustgefühle sind: Hunger, Durst; Hitze, Kälte; Kopfweh, Herzklopfen sowie überhaupt alle Krankheitsgefühle.

Eine nähere Untersuchung dieser Verhältnisse, der man den Titel organische Aesthetik geben könnte, muß jedoch der Medizin überlassen werden.

Die Beziehung der bewußten Tätigkeit zu unserem Gefühl soll später untersucht werden und zwar in dem Teile, in welchem von der Affizierung des Gefühls durch den Willen die Rede sein wird.

b. Bei der Affizierung des Gefühls durch ein Objekt sind drei Fälle möglich:

Erstens das Gefühl wird affiziert ohne Empfindung einer Bewegung.

Zweitens das Gefühl wird affiziert mit Empfindung der Bewegung.

Drittens das Gefühl wird affiziert mit Empfindung der Bewegung und des erregenden Gegenstandes.

Der erste Fall tritt ein bei den durch ein Objekt erregten Wärme- und Kältegefühlen, ferner beim Geruch und Geschmack.

Daß diesen Erscheinungen Bewegungsvorgänge zugrunde

liegen, kann zwar deduziert werden; die Bewegungen werden aber nicht als solche unmittelbar empfunden.

Der zweite Fall tritt ein bei den Gefühlen, die durch größere Erregungen, durch äußeren Stoß, Reibung etc. ins Leben gerufen werden. Die Erregungen werden hier als solche empfunden und unmittelbar als Ursache der erregten Gefühle erkannt.

Der dritte Fall tritt ein bei den Tastgefühlen.

Hier entspringt zugleich mit dem Gefühl eine Erkennung der Bewegung sowie der Oberflächenbeschaffenheit und der Gestalt des betasteten Gegenstandes.

Eine hochgradige Geschmacks- oder Geruchs-Lusterregung bezeichnet man als Genuß; die, wenigstens teilweise unterhalb des zweiten Falles unterzubringende, hochgradige Lusterzeugung durch Erregung der Geschlechtsorgane als Wollust.

Eine hochgradige Erregung des Unlustgefühls bezeichnet man als Schmerz, und wenn derselbe anhält als Qual.

c. Die Bildung der Gefühlsbegriffe wird veranlaßt, wie wir sahen, durch die Gefühle. Die Untersuchung jener schließt sich also unmittelbar der Untersuchung dieser an. Mit denjenigen Begriffen aber, welche direkt von den Gefühlen abgeleitet werden, wie schmerzlich von Schmerz etc. werden wir uns nicht befassen, da deren Bedeutung, wenn die Gefühle definiert sind, unmittelbar auf der Hand liegt.

Im ersten Hauptfall wird das Gefühl affiziert durch eine eigene Bewegung. Dieser Fall kann demnach zu keinen objektiven Begriffsbildungen Veranlassung geben. Im anderen Hauptfall wird das Gefühl veranlaßt durch Objekte, und dieser kann daher eine solche Begriffsbildung hervorrufen.

Gewisse Erscheinungen haben die Eigenschaft Wärme, Kälte, Geschmack und Geruch zu erregen. Die Eigenschaft der Dinge, diese Gefühle zu erregen, wird ebenfalls bezeichnet als Wärme, Kälte, Geschmack und Geruch. Man sagt, ein Ding hat Wärme, Kälte, Geschmack, Geruch, um dadurch auszudrücken, daß es die Eigenschaft hat Wärme, Kälte, Geschmack, Geruch zu erregen.

Schmecken und riechen bezeichnen eine Empfindung von Geschmack und Geruch, sie bezeichnen jedoch auch die Fähigkeit, Geschmack und Geruch zu erregen. Man sagt ein Ding schmeckt, ein Ding riecht, um dadurch zu bezeichnen, daß es unsern Geschmack, unsern Geruch erregt.

Wärmegefühl, Geschmack und Geruch können in verschiedener Weise erregt werden. Diese Erregungen werden bezeichnet als heiß, warm, kalt; süß, sauer, bitter; mild, scharf etc. Aber auch die Eigenschaft, diese Erregungen hervorzurufen, wird ebenso bezeichnet.

Die durch gröbere Erregungen hervorgerufenen Gefühle sind nicht so mannigfaltig, daher auch nicht näher charak-

terisiert; sie werden durch allgemeinere Begriffe bezeichnet, auf die wir gleich kommen werden.

Die Tastgefühle werden wiederum näher charakterisiert als weich, hart; glatt, rauh; spitz, stumpf etc. Aber auch die Eigenschaft der Dinge, das Gefühl in solcher Weise zu erregen, wird ebenso bezeichnet.

Das Tastgefühl erregt außerdem zugleich die Empfindung. Daher bezeichnen weich, hart etc. nicht bloß Gefühle oder Gefühlsbeziehungen, sondern auch eine objektive Beschaffenheit des betasteten Gegenstandes. Die Gestalt, Festigkeit und Oberflächenbeschaffenheit eines Dinges ist schon durch das Betasten erkennbar. Durch die Adjektiva weich, hart etc. wird also auch über die Dinge selbst etwas ausgesagt. Die Dinge sind in der Tat weich, hart etc., wenn ihnen nur das bei diesen Ausdrücken Empfundene und nicht auch das Gefühlte beigelegt wird. Letztere sind also keine rein ästhetischen Begriffe; es sind aber auch keine reinen Empfindungsbegriffe, weil sie auch Gefühle bezeichnen. Es sind also gemischte Begriffe.

d. Selbst mit reinen Empfindungsbegriffen und Objekten können sich Gefühle verbinden.

Durch die Begriffe groß, klein; durch Wald, Fluß, Meer etc. kann das Gefühl erregt werden, ohne daß diese Gefühlserregung durch jene Begriffe und Worte angedeutet würde.

Um bei nicht rein ästhetischen Begriffen und bei reinen

Empfindungsbegriffen und Objekten ihre Beziehung zu unserm Gefühl ausdrücken zu können, werden neue Begriffe gebildet. Durch dieselben wird das Gefühl nicht näher charakterisiert, sondern nur ausgedrückt, ob die Dinge in Beziehung stehen zu unserer Lust oder Unlust. Auch diejenigen Gefühlserregungen, welche durch andere Begriffe näher charakterisiert werden können, werden oft unter diese allgemeineren Begriffe gebracht.

Alle Lusterregungen werden demnach bezeichnet als angenehm, alle Unlusterregungen als unangenehm.

Ein höherer Grad des angenehm oder unangenehm seins wird bezeichnet durch gut oder schlecht. Diese Begriffe werden im Ganzen ebenso gebraucht wie die vorhergehenden. Natürlich können sie in denjenigen Fällen, in welchen ein höherer Grad des angenehm oder unangenehm seins nicht stattfinden kann, nicht zur Anwendung kommen.

Die Begriffe angenehm und unangenehm, gut und schlecht wurden bis jetzt nur von den Gefühlen gebraucht, die durch unmittelbare Erregung hervorgerufen werden, so wie von den diese Gefühle affizierenden Dingen.

Diese Begriffe werden aber auch noch für andere Gefühle und Gefühlsbeziehungen gebraucht, und sie sollen daher, wenn sie unmittelbar durch Bewegungen erregte Gefühle oder solche Gefühle verursachende Dinge bezeichnen, als sinnlich näher charakterisiert werden.

3. Das Gefühl kann des weiteren affiziert werden, wie

wir sahen, durch eine Empfindung. Alle Gefühle der Lust oder Unlust, welche durch eine Empfindung erregt werden, und alle Dinge, welche unser Gefühl der Lust oder Unlust bloß durch ihre Empfindung erregen, werden schön und häßlich genannt, und zwar sollen sie als empfindungsschön und empfindungshäßlich näher charakterisiert werden, da man auch noch andere Gefühle und Gefühlsbeziehungen als schön und häßlich bezeichnet.

Auch diejenigen Dinge, die unser Gefühl unmittelbar erregen, können empfunden werden und unser Gefühl durch die Empfindung affizieren. Es können ihnen also auch die Prädikate schön und häßlich beigelegt werden. Ein Braten kann schön genannt werden, wenn er unser Gefühl bloß durch die Empfindung affiziert. Wenn also oft auch der Geschmack des Bratens schön genannt wird, wenn man sagt, der Braten schmeckt schön, so ist dies eine Begriffsverwirrung, die wenigstens in der Schriftsprache vermieden werden sollte.

Die durch die Empfindung erregten Gefühle und die Gefühlserreger werden oft auch angenehm und unangenehm genannt, wenn das Gefühl schwächer erregt wird.

Um anzudeuten, daß und wenn die Begriffe durch Empfindung erregte Gefühle oder die Eigenschaft durch Empfindung zu erregen bezeichnen, sollen sie auch als empfindungsangenehm und unangenehm näher charakterisiert werden.

Eine Empfindung kann sein eine Tonempfindung, eine Anschauung, eine Vorstellung, ein Gedanke.

Demnach zerfällt das Empfindungsschöne in das Akustisch-, das Anschauungs-, das Vorstellungs- und das Gedankenschöne; dasselbe gilt vom Häßlichen, vom Angenehmen und Unangenehmen.

a. Bestimmte Nebeneinanderstellungen oder Aufeinanderfolgen von Tönen erhöhen den Reiz derselben. Daher die Wirkung von Akkorden und Kompositionen.

Eine nähere Untersuchung der Beziehung von Tönen, Akkorden und Tonfolgen zu unserem Gefühle die, Aesthetik der Töne, ist Sache der Musik als Wissenschaft.

Diejenigen Töne und Tonfolgen, welche durch einen bestimmten Gefühlszustand affiziert sind, influenzieren denselben Gefühlszustand auf den für Töne empfindlichen Menschen. Hierin besteht das Geheimnis der musikalischen Wirkung. Der Komponist ist imstande dieselben Gefühle, die ihn beseelten, bei seinen Zuhörern zu erwecken. Die Töne spielen demnach in Bezug auf das Gefühl dieselbe Rolle, wie der elektrische Draht beim Telegraphen oder beim Telephon in Bezug auf Bewegungen oder Töne.

Weil der Gesang ein Gefühlsvermittler, spielt er eine so große Rolle in der erotischen Poesie.

Die durch die Töne hervorgerufene Lust- und Unlustgefühle werden, wenn stark erregt, ebenso wie die durch

Bewegung hervorgerufenen Gefühle bezeichnet als Genuß, Qual und selbst als Wollust.

Die Gefühle und Gefühlserreger sind akustisch schön und häßlich, angenehm und unangenehm.

Außerdem werden die Töne und Gefühle auch noch charakterisiert als weich, hart, rauh, schmelzend etc. Auch diese Begriffe können als akustisch weich etc. bezeichnet werden, wenn sie von andern, gleichgenannten unterschieden werden sollen.

Natürlich bezeichnen alle diese Prädikate auch objektive Eigenschaften der Töne. Eine Untersuchung der letzteren gehört jedoch nicht in die Aesthetik, sondern in die Physik, welche die objektiven Eigenschaften der Dinge zu bestimmen hat. Das ästhetische Subjekt verhält sich diesen Eigenschaften gegenüber ganz indifferent. Ein Ton, ein Akkord wird dadurch nicht schöner, daß man seine Schwingungszahl, seine Obertöne und das Verhältnis der Schwingungszahlen kennt. Wenn man bei einem Akkorde an diese Eigenschaften denkt, so wird im Gegenteil das Gefühl durch die Reflektion abgeschwächt.

Derartige Untersuchungen haben auch tatsächlich in der Physik schon ihren Platz gefunden.

b. Das Gefühl kann ferner affiziert werden durch eine Anschauung. Das Angeschaute kann sein eine Farbe, eine Gestalt, eine Bewegung. Das Anschauungsschöne zerfällt demnach in das optisch, das formal

und das motorisch Schöne; dasselbe gilt vom Häßlichen, vom Angenehmen und Unangenehmen.

α Eine passende Nebeneinanderstellung oder Aufeinanderfolge der Farben vermag, ebenso wie bei Tönen, den Reiz zu erhöhen, so daß man auch von Farbenakkorden und Farbenmusik sprechen könnte.

Eine nähere Untersuchung der Beziehungen, welche die Farben zu unserm Gefühl haben, die Aesthetik der Farben, müssen wir jedoch der Malerei überlassen.

Der Reiz der Lichteffekte ist oft ein sehr großer. Er hängt aber, noch mehr als dies beim Ton der Fall, ganz ab von der Empfindlichkeit des Individuums. Immerhin ist die Wirkung der Farben auf das Gefühl eine viel geringere als die der Töne.

Die durch Farben erregten Gefühle und deren Erreger sind optisch schön oder häßlich etc.

Auch über die objektiven Eigenschaften der Farben gilt das über die objektiven Eigenschaften der Töne Gesagte.

β. Das Gefühl kann ferner affiziert werden durch die Form. Die Gefühle sowie die Formen selbst sind entweder formal schön oder häßlich etc.

Wohlgefällig sind die runden, gewellten, symmetrischen Formen; ferner diejenigen, deren Konturen nach dem goldenen Schnitt angeordnet sind. Eine spezielle Ausführung der Aesthetik der Formen müssen wir jedoch den bildenden Künsten überlassen.

Das Gefühl wird jedoch nicht allein affiziert durch die Formen an sich, sondern auch durch ihre Größen- und Ausdehnungsverhältnisse.

Das Große und weit Ausgedehnte ist geneigt Gefallen, das Kleine und wenig Ausgedehnte geneigt Mißfallen zu erregen.

Einen großen Baum, einen großen Menschen nennt man gern einen schönen Baum, einen schönen Menschen, während an dem formal Schönen die Kleinheit als Mangel empfunden wird. So sagt man: der Baum, der Mensch ist schön aber klein. Der Vorzug der formellen Schönheit wird also abgeschwächt durch die Kleinheit. Umgekehrt sagt man auch: der Mensch ist klein, aber schön. Hier wird die Kleinheit als ein Mangel aufgefaßt, der durch die Schönheit abgeschwächt wird. Die Kleinheit erregt jedoch die Unlust gewöhnlich nicht in dem Maße, daß sie als häßlich bezeichnet würde.

Dieses schön soll als räumlich oder topisch schön charakterisiert werden. Es ist eine Unterart des formal Schönen.

γ. Ein Gefühl kann ferner affiziert werden durch eine Bewegung.

Je bewegter oder beweglicher ein Gegenstand, um so mehr gefällt er und umgekehrt. Die Fähigkeit, durch Beweglichkeit Lust zu erregen, bezeichnet man als Anmut. Ihr Gegenteil ist die Plumpheit.

Ein Gegenstand, der Gefallen oder Mißfallen erregt, der schön oder häßlich genannt werden kann, bloß seines Bewegungszustandes wegen soll motorisch schön oder häßlich etc. genannt werden.

Das Anmutige ist demnach das motorisch Schöne, das Plumpe das motorisch Häßliche.

Eine nähere Untersuchung der Beziehungen des Gefühls zu den Bewegungen, die sich auch über die Turn- und Tanzkünste sowie über die Mimik zu verbreiten hätte, die Aesthetik der Bewegungen ist Sache der Schauspielkunst.

γ 1. Der Satz, das Unbewegte mißfällt, erleidet jedoch eine Ausnahme und zwar dann, wenn das Unbewegte in eine Bewegungsreihe mit aufgenommen wird, wenn das Unbewegte auf das Bewegte folgt, wenn es dem Bewegten gegenüber eine Abwechslung ist.

Eine eintönige Landschaft, die einem früher mißfallen, kann später ungemein gefallen, wenn man z. B. aus einer Großstadt kommt, in der man ein bewegtes, tätiges Leben geführt hat. Letztere mißfällt hingegen jetzt ebenso sehr wie früher die Einöde. Denn auch die Gleichmäßigkeit, also gleichsam die Ruhe in der Bewegung mißfällt, während der Wechsel als eine Art von Bewegung gefällt, selbst wenn dadurch die Ruhe hervorgerufen wird.

Der Wechsel ist auch schon deshalb angenehm, weil er, da anhaltende Bewegung eine Unlust hervorruft, die wir

Müdigkeit nennen, eine Ablösung der ermüdeten, erschlafften Organe bewirkt und andere, frisch gekräftigte Organe affiziert. Der Wechsel beeinflußt unser Gefühl so stark, daß wir sogar zuweilen etwas Neues, formell Unschönes schöner finden als etwas Altes formell Schönes.

Dies ist z. B. der Fall bei den Moden. Neue Moden gefallen oft nur, weil sie neu, während alte schöne Moden oft nur deshalb mißfallen, weil sie alt sind.

Aehnliches läßt sich von Büchern, Theaterstücken, Liebschaften etc. sagen.

Tritt ein Wechsel ganz unerwartet ein, überrascht er uns, so ist die Erregung, weil die Nerven ganz außer Spannung waren, viel größer, als wenn er erwartet worden und die Nerven schon angespannt gewesen wären. Diese Erregung kann so stark sein, daß sie sich auch auf die äußeren Organe fortpflanzt und mit Unlust verbunden ist. Dieses mit Zusammenfahren verbundene Unlustgefühl ist der Schreck.

Hat die unerwartet auftretende Erscheinung Beziehungen zu unserer Unlust und wissen wir nicht, wie wir dieselbe von uns abhalten sollen, so wird der Schreck zur Bestürzung. Da der Bestürzte ratlos ist, da er planlos vorgeht, so handelt er meist unlogisch, sodaß er der ihm drohenden Gefahr nicht leicht entgeht.

Alle Gegenstände, die ihrer Neuheit oder ihres Alters wegen gefallen oder mißfallen, sowie die durch dieselben

erregten Gefühle sollen variationsschön und häßlich etc. genannt werden.

Das Variationsschöne ist eine Unterart des motorisch Schönen.

γ 2. Ein Gegenstand gefällt nicht nur durch seine Bewegung, sondern auch durch seine Fähigkeit, Bewegung zu übertragen durch seine Kraft.

Je größer die Kraft, auf je mehr Unbewegtes ein Körper Bewegung übertragen kann, um so größer auch die Lust, um so größer das Gefallen.

Die weniger schnelle Bewegung des Kolbens einer großen Maschine gefällt mehr als die schnellere des Kolbens einer kleinen und zwar deshalb, weil ihr mehr Kraft inne wohnt, weil sie wuchtiger ist. Ein großer Wasserfall gefällt mehr als ein kleiner, einmal seiner größeren Ausdehnung, dann aber seiner größeren Kraft wegen. Ein Mensch gefällt mehr, wenn er mit formeller Schönheit zugleich auch Kraft vereinigt.

Diejenigen Gegenstände, die ihrer Kraft oder ihres Kraftmangels wegen gefallen oder mißfallen, sollen dynamisch schön oder häßlich genannt werden.

Das dynamisch Schöne ist eine Unterart des motorisch Schönen.

c. Alle Erscheinungen, die unser Gefühl unmittelbar oder durch die Anschauung erregen, affizieren dasselbe auch in der Vorstellung.

Die Vorstellung von Eis und Schnee kann unser Wärmegefühl, die Vorstellung eines Bratens unsern Geschmack, die Vorstellung einer Blume unsern Geruch affizieren. Ebenso affizieren uns Töne, Farben, Formen, Bewegungen in der Vorstellung.

Die Elemente der Vorstellung sind dieselben wie die der Anschauung. Das Vorstellungsschöne etc. zerfällt demnach in dieselben Unterarten wie das Anschauungsschöne, und es brauchen also keine neue Unterarten gebildet zu werden.

Die Affizierung eines Gegenstandes durch die Vorstellung ist aber viel geringer als diejenige durch unmittelbare Berührung oder Anschauung. Daher können wir in der Vorstellung manchem widerstehen, dem wir, wenn es unmittelbar auf uns einwirkt, nicht widerstehen können.

Dieser Satz erleidet jedoch scheinbare Ausnahmen. Eine Reise, eine Landschaft, ein Lebensabschnitt, ein Zeitalter etc. ist viel schöner in der Vorstellung als in der Wirklichkeit. Dies kommt aber daher, daß wir in der Vorstellung alles Unangenehme bei Seite lassen, wodurch zu seiner Zeit die reine Lustaffektion beeinträchtigt wurde. So z. B. bei einer Reise die Hitze, Kälte, Nässe, Hunger, Durst, Müdigkeit, Unwohlsein etc. Durch alle diese Nebenumstände wird jedoch der reine Genuß einer Reise, einer Landschaft sehr beeinträchtigt. Ebenso stellen wir uns mit Vorliebe nur das Schöne eines vergangenen Lebens oder Zeitalters vor. Daher kommen dann oft die sentimentalen



Klagen von vergangenen schönen Zeiten und Zeitaltern. Könnten wir uns in die vergangenen Zeiten und Zeitalter wirklich zurückversetzen, so wären wir sicherlich meistens enttäuscht und ebenso unzufrieden wie jetzt. Eine Vorstellung, eine Erinnerung täuscht also dadurch, daß sie idealisiert. Sie idealisiert aber nicht allein dadurch, daß sie Unangenehmes wegläßt, sondern auch dadurch, daß sie die Erscheinungen viel schöner vorstellt, als sie sind. Ein Jüngling z. B., der sich ein Weib vorstellt, dichtet ihm alle erdenkbaren Vollkommenheiten an. Er konstruiert sich für seine Bedürfnisse und nach denselben ein ideales Normalweib, wie es in dieser Vollendung überhaupt nicht existiert. Natürlich muß ihn ein solches dann mehr affizieren als ein wirkliches.

Solch jugendliches Phantasieren, das meist durch ungesunde Lektüre veranlaßt wird, macht einen Menschen oft geradezu unfähig in der Wirklichkeit und für dieselbe zu leben. Er ergeht sich lieber in Träumen, die schöner sind als die Wirklichkeit und fühlt sich von letzterer abgestoßen.

Wie die Vorstellung nach der einen Seite hin idealisiert, so entstellt sie nach der anderen.

Sie malt z. B. oft bevorstehende Unglücksfälle, Gefahren und Schwierigkeiten viel schlimmer aus, als sie sind. Natürlich affiziert sie dann das Gefühl mehr als die Wirklichkeit.

Geschieht letzteres, so kommt es also immer daher, daß

die Wirklichkeit nicht so vorgestellt wird, wie sie ist, sondern umgestaltet wird. Würde das Vorgestellte genau so, wie es vorgestellt wird, zur Wirklichkeit, so würde letztere ohne Frage mehr affizieren als die Vorstellung.

Es können jedoch nicht nur Anschauungen, sondern auch wiederum Vorstellungen vorgestellt werden etc. Auch diese affizieren natürlich das Gefühl, z. B. die Vorstellungen von Jugendträumen, von pessimistischen Anwandlungen oder von Phantasieen anderer.

Zur Bildung von Vorstellungen gehört intellektuelle Kraft. Je größer die Fähigkeit, der Wirklichkeit entsprechende Vorstellungsreihen zu bilden, um so größer die intellektuelle Kraft. An den Vorstellungsreihen und Operationen, den Gedanken läßt sich der Grad der intellektuellen Kraft erkennen. Einen Ueberschuß an intellektueller Kraft empfinden wir als schön, einen Mangel als häßlich. Dieses schön und häßlich soll intellektual schön und häßlich genannt werden. Es ist eine Unterart des dynamisch Schönen und Häßlichen.

Die intellektuelle Kraft läßt sich nicht nur an den Gedanken, sondern auch an den Gesichtszügen erkennen. Oft nennen wir einen Kopf schön, während er formal nicht schön ist. Er ist eben dann intellektual schön. Diese intellektuellen Eigenschaften affizieren das Gefühl eines Gebildeten mehr als die formellen.

Auch Objekte, deren Zustandekommen viel intellektuelle

Kraft erforderte oder erfordert zu haben scheinen, affizieren unser Gefühl, obwohl sie selbst nicht im Besitze der Kraft sind, sondern dieselben nur repräsentieren. Sie sind dann objektiv-intellektual-schön, während Objekte, die selbst im Besitz der Kraft sind, als subjektiv-intellektual-schön näher charakterisiert werden sollen.

Als Phantasie bezeichnet man die Fähigkeit, längere, namentlich in Beziehung zum Gefühl stehende Vorstellungsreihen zu bilden, einerlei ob dieselben genau oder ungenau sind.

4. a. Das Gefühl kann ferner affiziert werden durch ein anderes Gefühl.

Ein Gefühl der Lust wird durch ein anderes Gefühl der Lust erhöht, durch ein Gefühl der Unlust wird es vermindert, aufgehoben oder es schlägt in sein Gegenteil um. Ebenso wird ein Gefühl der Unlust durch ein anderes affiziert.

Die Steigerung des Lust- und Unlustgefühls hat jedoch ihre Grenzen. Ueber ein gewisses Maximum hinaus ist das Gefühl keiner Erregung mehr fähig, sodaß es sich indifferent verhält gegen Ereignisse, die dasselbe im normalen Zustande notwendig affiziert hätten.

Wessen Unlustgefühl z. B. durch den Tod einer heiß geliebten Person aufs tiefste erregt ist, den wird der gleichzeitige Verlust eines Pferdes nicht tiefer darnieder beugen, ebensowenig wird ihn der gleichzeitige Gewinn des großen

Loses wieder aufrichten. In seinem Zustand ist er indifferent gegen Lust und Unlust.

Die Affizierungen des Allgemeingefühls durch Lust und Unlust werden bezeichnet als Freude und Trauer. Eine dauernde Affizierung des Allgemeingefühls durch Lust bezeichnet man als Glück oder als Seligkeit, wenn die Lust ihr Maximum erreicht hat; eine dauernde Affizierung des Allgemeingefühls durch Unlust als Unglück.

b. Die Gefühle können nicht nur unmittelbar empfunden, sondern auch vorgestellt werden.

Ein bestimmtes Gefühl ruft die Vorstellung eines früheren ähnlichen hervor.

Das vorgestellte Gefühl ist jedoch viel schwächer als das ursprüngliche. Vorgestellte Lust oder Unlust veranlaßt ebenfalls Freude und Trauer oder Kummer.

Wer Unlust voraussieht, empfindet dabei Unlust. Diese durch das Voraussehen zukünftiger Unlust hervorgerufene Unlust ist die Sorge.

Die Lust, welche hervorgerufen wird durch die Möglichkeit, einer kommenden Unlust auszuweichen oder durch die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Lust ist die Hoffnung.

Die durch Vorstellung von Lust hervorgerufene Lust, verbunden mit einer Willensbewegung nach der Lust hin ist der Wunsch, wenn das Subjekt das Bestreben hat, die Objekte zu bewegen, die Sehnsucht, wenn das Subjekt durch die Objekte bewegt wird. Ist die Willens-

bewegung eine heftige, so wird der Wunsch zum Verlangen. Ist die Ausführung der Willensbewegung nicht möglich, so gesellt sich zur vorgestellten Lust Unlust, welche durch die Willenshemmung hervorgerufen wird. Die durch ein Objekt oder die Vorstellung eines solchen hervorgerufene Geschmacksunlust, verbunden mit einer Willensbewegung vom Objekte weg, ist der Ekel, die Abscheu.

Die Unlust, hervorgerufen durch bevorstehende, gewisse oder wahrscheinliche Unlust ist die Angst oder Furcht.

Die Unlust, hervorgerufen durch große, unmittelbar bevorstehende, absolut gewiß erscheinende Unlust ist die Verzweiflung, und wenn diese plötzlich eintritt, das Entsetzen.

Ein wirkliches oder vorgestelltes Lustgefühl, durch welches ein Unlustgefühl abgeschwächt wird, heißt Trost.

c. Auch die Gefühle anderer sind vorstellbar, jedoch nur nach Analogie der eigenen.

Das äußere Gebahren, der Ton der Stimme, das Erröten, Erbleichen, Gesichtszüge, optimistische oder pessimistische Anschauungen, Handlungen rc. lassen auf Gefühle schließen. Außerdem können letztere durch Worte angezeigt werden.

Die Vorstellung eines fremden Gefühls ist das Mitgefühl. Das Mitgefühl ist entweder Mitlust oder Mitleid. Die Vorstellung der Lust eines andern erweckt leicht Unlust darüber, daß man nicht im Besitz derselben Lust

und den Wunsch, demselben inbezug auf Lust gleich gestellt zu sein, entweder durch Vermehrung der eigenen oder durch Verminderung der fremden Lust. Sie erweckt also den Neid.

Fremde Lust kann selbst dann Unlust erregen, wenn die Lust des Subjekts ebenso oder noch mehr erregt ist als die des Objekts, weil die Größe einer Lust oft abnimmt, wenn die Anzahl der Teilnehmer an derselben zunimmt. Das gilt von derjenigen Lust, welche durch das Bewußtsein der Ueberlegenheit andern gegenüber hervorgerufen wird. Von dieser soll später noch die Rede sein.

Der Neid läßt eine Mitlust, erregt durch eine Lust, an der man in keiner Weise beteiligt ist, so selten aufkommen, daß das Wort Mitlust ganz ungebräuchlich ist.

Um so häufiger ist jedoch das Mitleid. Es erregt den Willen, die Unlust anderer zu vermindern und macht geneigt, dies Ziel selbst auf Kosten der eigenen Lust zu erstreben. Neid und Mitleid besorgen das Nivellement der sozialen Unebenheiten.

Die Vorstellung fremder Unlust kann aber auch Lust erregen dadurch, daß man sie als eigene Unlust vorstellt und sich kurz darauf ihre Nichtwirklichkeit für die eigene Person vor Augen führt. Die Vorstellung von Unlust wirkt in diesem Falle, wie die Aufhebung von Unlust. Diese Lust über fremde Unlust ist die Schadenfreude. Sie ist besonders stark, wenn das von Unlust betroffene Indivi-

duum für uns selbst unlusterregend ist. Jedoch ist sie dann vermischt mit dem Gefühl der Rache.

Bei eigener Unlust kann die Vorstellung fremder Unlust die eigene vermindern, weil die Größe der Unlust oft abnimmt, wenn die Anzahl der Teilnehmer an derselben zunimmt. Dies gilt von denjenigen Unlustgefühlen, die durch das Bewußtsein der Unterlegenheit andern gegenüber ins Leben gerufen werden.

d. Die Beziehung, die ein Objekt zu unserm Gefühl dadurch hat, daß es uns zur Vorstellung eines das Objekt betreffenden Gefühls der Lust oder Unlust veranlaßt, wird auch bezeichnet als schön oder häßlich, angenehm oder unangenehm. Diese Begriffe sollen als sensual schön etc. näher charakterisiert werden.

Ein fröhliches, Selbstzufriedenheit widerspiegelndes Gesicht nennen wir schön oder angenehm, auch wenn es sich in formeller Hinsicht nicht gerade auszeichnet, weil es uns zur Vorstellung der den Gesichtsausdruck bedingenden Lust veranlaßt.

Eine formal noch so schöne Leiche werden wir, nach dem Gesamteindruck urteilend, niemals schön nennen, weil die Unlust, welche hervorgerufen wird durch die Vorstellung der Leiden und Todesschrecken, immer größer ist als die Lust, welche hervorgerufen wird durch die schöne Form. Eine Leiche ist daher immer etwas häßliches. Abstrahieren wir aber vom Gesamteindruck und betrachten wir eine

Leiche bloß in Bezug auf ihre Form, so können wir sie schön nennen. Einem Mediziner wird letzteres sicherlich leichter fallen als einem andern.

Wachsfiguren erinnern an Leichen und sind daher häßlich, wenn sie auch formal ebenso schön sind wie Marmorstatuen.

e. Ein Gefühl kann auch vorgestellt werden als Bewegung oder Kraft, als leicht oder schwer erregbar, kräftig oder schwach.

Die leichte Erregbarkeit des Gefühls, die *Gefühlsfeinheit* sowie die *Gefühlskraft* nennen wir schön; die schwere Erregbarkeit des Gefühls, die *Gefühlsroheit* sowie die *Gefühlsschwäche* häßlich.

Diese Begriffe sind Unterarten des motorisch und dynamisch Schönen und Häßlichen und können als *sensual motorisch* oder *dynamisch schön* und *häßlich* näher charakterisiert werden.

Die Bläſſe, welche dynamisch unschön, weil sie einen Mangel an Lebenskraft erkennen läßt, kann doch als schön empfunden werden, wenn sie auf intensive Gefühlstätigkeit, auf Gefühlskraft schließen läßt. Die Bläſſe wird dann interessant. Dasselbe gilt von der Bläſſe, wenn sie eine Folge von Ueberanstrengungen, besonders intellektueller Art ist.

Einer gedanklichen Entwicklung können wir, wenn sie auch logisch nicht haltbar, dennoch mit Interesse folgen

und sie schön nennen, wenn sie Gefühlsfeinheit und Gefühlskraft erkennen läßt.

5. a. Das Gefühl wird schließlich affiziert durch den Willen. Die Willensfreiheit verursacht Lust, die Willenshemmung Unlust. Hieraus geht hervor, daß eine jede freie Tätigkeit lustbringend, und daß, wenn diese freie Tätigkeit praktischen Wert hat, auch die Arbeit lustbringend sein kann.

Daher beschäftigt sich mancher ohne Rücksicht auf Standesvorurteile nach seinen Neigungen, wenn er sich nur durch seine Tätigkeit den fürs Leben nötigen Unterhalt verschaffen kann. Für den materiellen Nachteil und die etwaige Einbuße an Ehre aber wird er entschädigt durch die Arbeitslust, welche seine Tätigkeit mit sich bringt.

Während die freie Willensbewegung lustbringend ist, verursacht die Willensuntätigkeit Unlust.

Diese Unlust nennt man Langeweile. Sie ergreift diejenigen Individuen, welche nicht nach ihren Neigungen tätig sein können. Je größer der Tätigkeitsdrang um so größer die Langeweile. Sie ist daher bei starker Willensentwicklung, bei starken Naturen größer als bei schwachen und auch häufiger, weil jene ein großes Feld für ihre Tätigkeit brauchen und dieses schwer zu finden. Die Langeweile ist bei hervorragenden Männern das treibende Moment für ihre Entwicklung. Würde ihnen eine gewöhnliche Tätigkeit keine Langeweile verursachen, so würden sie

keine außergewöhnliche ergreifen. Die Langeweile führt also zu großen Taten, oder wenn die Zeit und die, das sich langweilende Individuum umgebenden Verhältnisse nicht günstig sind, zu literarischer Tätigkeit. So erklärt es sich auch, daß viele großen Männer in ihrer Jugend mit Selbstmordgedanken umgingen. Sie waren eine Folge der unerträglichen Langeweile. Diese hingegen wurde dadurch erregt, daß sie noch nicht das passende Feld für ihre Tätigkeit gefunden hatten.

Auch Todesfurcht und Einbildungen von Krankheiten sind oft eine Folge der Langeweile. Wenn das Leben nichts enthält, was betätigen kann, so eilt man bis an das Lebensende und hat den Tod vor Augen. Da ferner der Zustand, in welchem man sich befindet, anormal und er eine Ursache haben muß, so denkt man bei einem Bruststich gleich an Schwindsucht, bei Kopfschmerz an Gehirnerweichung etc., während die eigentliche Krankheit die Untätigkeit ist.

Wer untätig ist, sucht nach Tätigkeit. Er beobachtet und denkt an alles mögliche, ohne bei einem Gedanken, bei einer Erscheinung mit Interesse zu verweilen. Hierdurch zerfällt eine Zeitphase in unendlich viele Abschnitte, man wird sich eines jeden Augenblicks bewußt, und dadurch wird die Zeit lang. Daher der Name Langeweile.

Noch viel mehr Unlust als die Untätigkeit veranlaßt die erzwungene Tätigkeit, weil sie den Willen in seiner freien

Bewegung hemmt. Diese Tätigkeit erzeugt eine Unlust, die man Ueberdruß nennt. Auch einer anfangs freien Tätigkeit kann man mit der Zeit überdrüssig werden. Umgekehrt kann eine anfangs erzwungene Tätigkeit durch die Gewohnheit zu einer freien werden, so daß man das, was man anfangs ungern tat, schließlich gern tut.

Nicht nur die allgemeine Tätigkeit, sondern auch diejenige aller einzelnen Organe ist lusterregend oder wenigstens das Allgemeingefühl beeinflussend. Sie sind dazu geschaffen, um tätig zu sein, und wenn sie gezwungen werden, untätig zu sein, so wird hierdurch Unlust erregt, einmal durch die Untätigkeit selbst und zweitens durch den Mangel an Lust. Daher ist das Wohlbefinden bedingt durch die harmonische Tätigkeit aller Organe.

Die Tätigkeit der Erkenntnisorgane richtet sich darauf, den Kreis der von uns wahrgenommenen oder vorgestellten Erscheinungen möglichst zu erweitern und ferner darauf, die Erscheinungen zu erklären, d. h. sie auf die letzten Grundtatsachen zurückzuführen.

Daher reist man, phantasiert man und studiert man, daher grübelt man nach über den Zusammenhang der Erscheinungen, wenn durch das Anschauen und Vorstellen die intellektuelle Kraft nicht aufgebraucht wird.

b. Der Zusammenhang der Erscheinungen ist oft in Dunkel gehüllt; er kann meist nicht unmittelbar angeschaut, er muß vielmehr konstruiert werden. Entspricht die Kon-

struktion der Wirklichkeit, so ist sie wahr, entspricht sie ihr nicht, so ist sie falsch.

Das Wahre ist lusterregend erstens, weil es unserm Erkenntnistrieb gemäß; zweitens, als Zeichen intellektueller Kraft; drittens, weil unser Handeln durch den Zusammenhang der Erscheinungen beinflußt wird und wir dasselbe nur durch die Wirklichkeit und nicht durch Chimären beeinflussen lassen wollen; viertens, weil es uns über das Wesen der Natur aufklärt und uns dieselbe dadurch dienstbar macht.

Die Erkenntnis der Wahrheit hat also sowohl praktischen als theoretischen Wert. Sie erfolgt jedoch nicht bloß um jenes Willen, sondern das Erkennen selbst ist bei vorhandener Erkenntniskraft lustbringend.

Das Falsche ist unlusterregend, weil es unserm Erkenntnistrieb entgegen, weil es ein Zeichen von Mangel an intellektueller Kraft, weil es unser Handeln irre leitet, und weil es uns den Weg zur Dienstbarmachung der Natur versperrt.

Das falsche Erkennen nennen wir auch irren, das falsch Erkannte Irrtum.

Wissen wir nicht, ob etwas wahr oder falsch, so erregt dies ein Unlustgefühl, das wir Zweifel nennen. Das mit dem Zweifel verbundene Unlustgefühl treibt zur Erkenntnis der Wahrheit. Daher ist der Zweifel der Vater vieler Wahrheiten.

c. Der Wille oder überhaupt eine jede Bewegung sucht die ihr entgegengesetzten Hindernisse zu beseitigen, um frei tätig sein zu können. Das etwas, was der Wille zu erreichen sucht, nennt man Zweck. Ein jedes Subjekt, das sich so verhält oder so geartet ist, daß es entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen oder ihnen aus dem Wege zu gehen vermag und ein jedes Objekt, durch welches das Subjekt in der Ueberwindung von Willenshemmungen unterstützt wird, nennt man zweckmäßig. Alles Zweckmäßige, alles was den Willen durch Ueberwindung von Hemmungen fördert, gefällt, weil es die Willensfreiheit ermöglicht.

Das zweckmäßige Handeln erfordert intensive Vorstellungsfähigkeit, also intellektuelle Kraft. Alles Zweckmäßige gefällt also auch schon deshalb, weil es durch große intellektuelle Kraft zustande gekommen ist, oder weil man es sich so zustande gekommen denkt. Bewußte Zweckmäßigkeit ist jedoch nur möglich bei vorstellenden Wesen, also bei Menschen und hochentwickelten Tieren. Die unbewußte Zweckmäßigkeit wird erzielt durch mechanische Vorgänge, durch Triebe und Gefühle.

Die absolute Zweckmäßigkeit, das der Bewegungsfreiheit des Willens kein Hindernis entgegensetzende ist das Vollkommene. Das Vollkommene ist lusterregend. Unzweckmäßigkeit und Unvollkommenheit hingegen erregen Unlust, weil sie die Bewegungsfreiheit des Willens unmöglich machen.

Die Beseitigung von Willenshemmungen erfordert Kraft. Die zur Beseitigung von Willenshemmungen nötige, verwendete oder geleistete Kraft nennt man Arbeit. Das Geld repräsentiert Arbeit, daher ist es lustbringend. Aufgespeicherte Arbeit ist Reichtum. Dieser ermöglicht die Beseitigung von Willenshemmungen, daher ist er lusterregend. Aus dem entgegengesetzten Grunde ist die Armut, ein Mangel an geleisteter Arbeit, unlusterregend.

Die Lust, welche dadurch erregt wird, daß etwas unserm Willen gemäß, nennt man Vergnügen. Die Unlust, welche dadurch erregt wird, daß etwas unserm Willen entgegen, nennt man Verdruß. Das unserm Willen Gemäße, für uns Zweckmäßige, unser Dasein Fördernde ist das Nützliche, dessen Gegenteil das Schädliche.

Die Affizierung des Allgemeingefühls durch Vergnügen ist die gute Laune, die Affizierung durch Verdruß ist die schlechte Laune.

Eine dauernde gute Laune ist die Zufriedenheit, eine dauernde schlechte Laune die Unzufriedenheit.

Eine Steigerung der guten Laune ist die Ausgelassenheit, eine Steigerung der schlechten die Verbitterung.

d. Auch die vorgestellte Willensfreiheit oder Willenshemmung erregt Lust oder Unlust. Eine dauernde Affizierung durch wirkliche oder vorgestellte Willensfreiheit erzeugt eine optimistisch, eine dauernde Affizierung

durch wirkliche oder vorgestellte Willenshemmungen eine pessimistisch genannte Grundstimmung.

Der Optimismus ist entweder ein Zeichen von Gewöhnlichkeit oder ein Zeichen von Kraft.

Der Pessimismus hingegen ist ein Zeichen von Vornehmheit und Gefühlsfeinheit oder ein Zeichen von Schwäche.

Der Mensch gestaltet die Verhältnisse nach seinen Bedürfnissen. Für den Durchschnittsmenschen, den Philister und Spießbürger sind die bestehenden Verhältnisse immer die rechten, und er kann sich in denselben vollkommen ausleben. Daher ist er ein eingefleischter Optimist.

Für den höher entwickelten, feineren Menschen jedoch passen die bestehenden Verhältnisse nicht mehr. Er gestaltet dieselben daher im Kleinen um, oder er arbeitet an einer großen allgemeinen Umgestaltung.

Diese Neugestalter der Verhältnisse sind die vornehmsten Künstler. Sie sind durchweg pessimistisch angehaucht, wenigstens in ihrer Jugend. Ein Zug von Unzufriedenheit und von Leiden ist für sie so charakteristisch, daß er von einem geschickten Mimen, der den Künstler darstellen will, unfehlbar nachgeahmt wird.

Der Künstler muß jedoch seinen Pessimismus überwinden, er muß die Kraft in sich fühlen, die Verhältnisse nach seinen Bedürfnissen zu gestalten oder an ihrer Gestaltung zu arbeiten. Schon die Arbeit an einer Neu-

gestaltung ist lustbringend, weil die Willensbewegung nach einem Ziele hin lustbringend ist. Dieser Gestaltungs-, dieser Schöpfungstrieb macht den Künstler erst aus. Er ist es auch, der seine pessimistische Stimmung bekämpft und schließlich besiegt.

Für den höher entwickelten und feineren Menschen, dem jedoch die Kraft abgeht, Willenshemmungen zu beseitigen, der selbst eine Beseitigung derselben für unmöglich hält, bleibt nichts anderes übrig, als seinen Willen zu hemmen, zu verneinen. Der Mönch wird schließlich sein Ideal. Das Gefühl, das durch diese freiwillige Willenshemmung erregt wird, ist das der Entsagung, der Ergebenheit, der Resignation.

Die Willenshemmung hat aber Willensuntätigkeit zur Folge. Daher verfällt der seinen Willen Hemmende der Langeweile. Diese treibt ihn wieder unerbittlich zur Tätigkeit. In der wirklichen Welt mag er nicht mehr tätig sein, da er an ihr verzweifelt. Seine Tätigkeit richtet sich daher auf die Phantasie, und er konstruiert sich mit Hülfe derselben eine übersinnliche Welt nach seinem Geschmack. Die Wirklichkeit nennt er dann die Welt des Scheins und die Ausgeburten seiner Phantasie die Welt des Seins, während gerade das Umgekehrte das Richtige wäre. Er vertieft sich derart in die Phantasiewelt des Scheins, daß er für die Wirklichkeit oft ganz abstirbt, daß er sogar eine kraftvolle Betätigung in derselben für sündhaft hält.

Dieser Hyperidealismus ist also nur eine Abart des Pessimismus. Alle derartigen Träumer und Jenseitsmenschen sind Schwächlinge, welche nicht die Kraft haben, sich in der Wirklichkeit zu betätigen, die sich mit einem erträumten Glücke zufrieden geben und nicht die Fähigkeit besitzen, das Glück in die Wirklichkeit zu übersetzen.

Ein erträumtes Glück ist aber immer schwächer als ein wirkliches, weil uns die Vorstellnng weniger affiziert als die Wirklichkeit. Mit jenem wird sich daher nur derjenige zufrieden geben, welcher auf dieses zu verzichten gezwungen ist.

Daß diese Träumer oft zu großem Ruhm und Ansehen kommen, ändert nichts an der Sache. Ihre Weltanschauung, ihre geistigen Erzeugnisse bleiben deshalb doch krankhaft. Die von ihnen produzierte Kunst ist gleichfalls krankhaft. Sie ist zwar für Kranke und Schwache, für welche der Traum ein Surrogat für die Wirklichkeit ist, die einzig richtige, denn sie erleichtert ihnen ihr Dasein, und insofern ist sie auch lebensberechtigt. Sie sollte sich aber ihrer Minderwertigkeit bewußt sein und die gesunde Kunst nicht verdrängen oder über sie gestellt sein wollen. Denn die Kranken und Schwachen werden und können nie das Regiment führen.

e. Die Willensförderung durch ein anderes Individuum erregt ein Lustgefühl, das seinerseits wieder den Willen erregt und zwar in der Weise, daß er bestrebt ist, dem

betreffenden Individuum dieselbe oder eine noch größere Willensförderung angedeihen zu lassen. Diese Mischung von Gefühl und Willen nennt man Dankbarkeit.

Eine Willenshemmung erregt Unlust, und diese beeinflußt den Willen in der Weise, daß er bestrebt ist, das hemmende Individuum ebenso oder noch mehr zu hemmen. Diesen Gefühls- und Willenszustand nennt man Haß. Der Haß macht grausam; dem eigenen Wohl gegenüber achtet er das fremde für gar nichts. Der Haß empfindende kennt kein Mitleid.

Einen plötzlich und heftig erregten Haß, der in seiner Stärke nicht lange anhält, nennt man Zorn. Verbindet sich der Zorn mit der Bestürzung, so entsteht daraus die Entrüstung.

Der Zorn richtet sich sogar gegen leblose Objekte, und wir sind geneigt, einen Gegenstand, der uns erzürnt hat, zu treten, zu zertrümmern.

Die Vollstreckung der wirklichen oder vermeintlichen Willenshemmungen an Objekten und das durch dieselbe erregte Lustgefühl ist die Rache.

Alles, was unserm Willen gemäß ist, erregt in uns ein Lustgefühl und ruft eine Willensrichtung nach dem lusterregenden Objekte hin hervor. Diesen Zustand nennt man Neigung.

Alles was unserm Willen entgegen, erregt ein Unlustgefühl und veranlaßt eine Willensrichtung von dem unlust-

erregenden Objekte weg. Diesen Zustand nennt man Abneigung.

Individuen, denen wir geneigt, die also für uns eine Quelle der Lust sind, suchen wir uns zu nähern, wir suchen ihren Verkehr. Diese nähere Beziehung zu denselben nennen wir Freundschaft.

Individuen, denen wir abgeneigt, die also für uns eine Quelle von Unlust sind, suchen wir von uns fern zu halten. Dies Verhältnis zu denselben bezeichnen wir als Feindschaft.

Ein hoher Grad von Neigung ist die Liebe; derselben ist das Gefühl der Dankbarkeit beigesellt.

Das Gefühl der Dankbarkeit kann sich auch einem Feinde gegenüber regen, aber nur einen Freund können wir lieben. Umgekehrt können wir auch einem Freunde zürnen, aber nur einen Feind hassen.

f. Eine Unterart der Liebe ist die geschlechtliche Liebe. Sie ist eine Neigung, eine Freundschaft, welche auch bedingt ist durch die Geschlechtsdifferenz.

Der Umfang der Bedingungen, welche dazu gehören, um Liebe zu erregen, ist, je nach der Entwicklung der Individuen, verschieden. Er ist um so kleiner, je weniger entwickelt, um so größer, je entwickelter ein Individuum. Je entwickelter also ein solches, um so schwerer ist sein geschlechtliches Verlangen zu erregen, um so intensiver ist aber auch die Wirkung.

Das geschlechtliche Verlangen kann ins Leben gerufen werden durch die Geschlechtsdifferenz, durch Ton-, Farben-, Form- und Bewegungsschönheit, durch Kraft- und durch Intellekts-, Gefühls- und Willensvorzüge.

Tiere, soweit es sich bei ihnen um ein Liebesleben handeln kann, werden in der Regel durch die Geschlechtsdifferenz affiziert. Der Kräftige hat zwar auch bei ihnen den Vorzug, aber nicht, weil er durch seine Kraft die Wahl des Weibchens beeinflußt, sondern weil er sich vermittels derselben das Weibchen verschafft.

Es finden sich aber auch höhere Formen der Liebe bei den Tieren z. B. bei den Vögeln. Manche derselben sind auch durch Gesang und Farbenpracht affizierbar.

Der ungebildete Mensch wird am meisten affiziert durch die Geschlechtsdifferenz, durch Form und Kraft.

Der Gebildete stellt Intellekts-, Gefühls- und Willensvorzüge über die Formenschönheit, und ein Mangel an solcher kann leicht durch letztere ersetzt werden. Auch die Bewegungsschönheit, die Anmut, spielt bei ihm eine größere Rolle als beim Ungebildeten.

Intellekts-, Gefühls- und Willensvorzüge sind viel seltener anzutreffen, und ihr Reiz ist viel dauernder als derjenige der Formenschönheit. Aus beiden Gründen neigt der für Intellekts-, Gefühls- und Willensvorzüge empfängliche dazu, ein Liebesverhältnis in die Länge zu ziehen.

Formenschönheit hingegen ist viel häufiger als Gefühls-

und Intellektsschönheit. Ihr Reiz ist außerdem von kurzer Dauer. Daher neigt der nur für Formenschönheit Empfängliche zum Wechsel in der Liebe.

Stark ausgeprägt in der Liebe ist das Gefühl der Dankbarkeit, besonders auf Seiten des Mannes, weil für ihn das Liebesverhältnis nur eine Quelle der Lust ist, während die Lust der Frau durch die durch Schwangerschaft, durch Geburt, durch die Sorge für das Kind verursachte Unlust zum teil wieder aufgehoben wird. Daher ist der Liebende geneigt, Geschenke zu machen und Dienste zu leisten, die Liebende nicht abgeneigt, solche anzunehmen. Es ist zwar das Ideal eines jeden Mannes, ein Weib zu finden, das sich ihm bedingungslos aus reiner Liebe und Leidenschaft ergibt. Aber das ist in unserer kultivierten, in dieser Hinsicht vielleicht überkultivierten Zeit mehr ein Ausnahmefall, und dann ist er meist mehr noch durch Leichtsinn, Willensschwäche, Unerfahrenheit, Wehrlosigkeit — direkte Nötigung ausgeschlossen —, unnormalen Zustand, wie z. B: Berauschung, Schwächung als durch wahre Leidenschaft herbeigeführt. Die Regel ist, daß die Frau nur den Mann erhört, der gewillt ist, sie zu entschädigen, wenn sie auch durch ihre Neigung für denselben getrieben wird, ihm ihre Liebe zu schenken. Die den besseren Kreisen angehörende Frau unserer Zeit verlangt als Entschädigung die Ehe, d. h. lebenslängliche Gemeinschaft, in der Regel verbunden mit lebenslänglicher Versorgung. Ein

eheliches Liebesverhältnis ist also gewöhnlich auch ein Geschäft.

Liebt die Frau den Mann nicht und knüpft sie ein Verhältnis mit ihm an, nicht auch deshalb, weil sie ihn liebt, sondern bloß deshalb, weil er sie dafür entschädigt, so prostituiert sie sich, und die Ehe ist dann auf Seiten der Frau ein reines Geschäft.

Ist die Frau bemittelt, selbständig und nicht auf die Versorgung des Mannes angewiesen, so braucht sie von demselben auch keine Entschädigung zu verlangen. Sie kann ihn sogar, falls er es annimmt, teilnehmen lassen am Genuß ihres Vermögens. War aber diese materielle Aufbesserung des Mannes seinerseits das einzige Motiv zur Begründung eines Liebesverhältnisses, so prostituiert er sich, und solch ein Liebesverhältnis ist auf Seiten des Mannes ein reines Geschäft.

Schließen beide Teile bloß aus materiellen Rücksichten ein Liebesverhältnis, so ist dies beiderseits weiter nichts als ein Geschäft.

Wer also mit einem Weibe ein Liebesverhältnis anknüpfen will, muß für gewöhnlich auch in der Lage sein, einen geschäftlichen Handel abschließen zu können, wenn er nicht das Glück hat, eine Frau zu finden, die materiell sicher gestellt, auch geistig entwickelt genug ist, um die praktischen Konsequenzen ihrer materiellen Unabhängigkeit zu ziehen. Wie wir sahen, ist die Bedingung, unter welchen eine Frau

aus den besseren Ständen ein Liebesverhältnis eingeht, eine lebenslängliche Gemeinschaft, und hierzu gehört auch die Gemeinschaft der materiellen Interessen. Nun muß der Mann in der Regel allein das zum Unterhalt nötige Geld herbeischaffen. Er ist also erst dann in der Lage, solch ein Verhältnis anzuknüpfen, wenn er in den Besitz einer sicheren sozialen Stellung gelangt ist.

Eine solche erlangt der Gebildete heutzutage in der Regel erst lange nachdem die Geschlechtsreife eingetreten, und er ist also vorher nicht in der Lage, mit den Frauen der besseren Stände Umgang zu pflegen. Wie man nun, wenn man die Kosten für einen besseren Artikel nicht aufbringt, mit einem schlechteren vorlieb nimmt, so begnügen sich die von dem Umgang mit den besseren Frauen ausgeschlossenen Männer mit Frauen, die ihre Liebe billiger verkaufen. Da sie sich Liebe fürs Leben nicht kaufen können, so kaufen sie sich welche für kürzere Zeit, für einen Tag, für eine Stunde. Es gibt Frauen genug, die auch bei solchen kleineren Geschäften ihre Rechnung finden, und für solche können jene das nötige Geld auftreiben.

Neigt eine Frau zum Wechsel und gibt sie sich nur aus Neigung hin, so zeigt sie zwar dadurch, daß ihre Liebe noch keine hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, sie steht aber immer noch viel höher als diejenige, welche sich aus materiellen Rücksichten einem Einzelnen für ihr Leben hingibt, ohne ihn zu lieben.

Da die Entschädigung für eine Dirne gewöhnlich so bemessen ist, daß sie sich selbst an einem Tage mehreremals hingeben muß, so ist sie auf zu häufigen Wechsel angewiesen, und sie muß sich, wenn sie bestehen will, schließlich auch solche gefallen lassen, welche ihr nicht zusagen. Sie ist daher auch gezwungen, sich zu prostituieren.

Das Bedürfnis nach häufigem Wechsel, sowie die Fähigkeit, sich zu prostituieren, setzt aber eine geringe Entwicklung des Gefühls voraus. Bessere Frauen werden daher kaum unter den Dirnen zu treffen sein, und letztere werden, weil sie viel ungebildeter sind als jene, auch einen viel geringeren Reiz auf den Gebildeten ausüben; von sanitären Rücksichten ganz abgesehen. Dieser wird sich daher der Dirnen nur solange bedienen, als er von dem Umgang mit andern Frauen ausgeschlossen ist, und er wird sich, sobald er nur in der Lage, den Umgang mit einer der letzteren selbst mit den schwersten Opfern erkaufen.

Es mag vielleicht von der einen oder der andern Seite der Einwand erhoben werden, daß der physische Genuß bei einem gewöhnlichen Weibe derselbe sei wie bei einem besseren. Obwohl das kaum zugegeben werden kann, da, infolge der größeren Zurückhaltung, der feineren, intimeren und mehr psychischen Reize, sowie der keuscheren, aber dennoch viel leidenschaftlicheren und völligeren Hingebung die Besitznahme eines besseren Weibes mit einer ganz andern seelischen Stimmung und Erregung erfolgt und

die dadurch hervorgerufene größere Nervenspannung auch zurückwirken muß auf die Erhöhung des physischen Genusses, so ist dieser Unterschied doch durchaus nicht wesentlich. Das Wesentliche aber bei der Sache ist die moralische Rückwirkung. Während nämlich der Vereinigung mit einem gewöhnlichen Weibe der Ekel auf dem Fuße folgt und sich zu einem andauernden moralischen Katzenjammer, einer moralischen Depression abtönt, also sozusagen ein moralisches Minus zur Folge hat, verklärt sich bei einem besseren Weibe der physische Genuß zu einem psychischen, und auf das Verlangen und nach der Stillung desselben ergreift uns in den Armen der Geliebten ein Gefühl des reinsten, des wonnigsten, des wunschlosesten Glückes. Diese Stimmung wirkt dauernd nach, und es macht nichts so lebensfroh, so glücklich, heiter und zufrieden als das Bewußtsein, im Besitze eines geliebten und verehrten edlen Weibes zu sein, durchdrungen von der über jeden Zweifel erhabenen Gewißheit, daß eine jede Faser ihres Wesens voll und ganz uns gehört. Ein edles Weib, das ist das denkbar höchste Gut.

Auf wen hingegen bessere Frauen keinen größeren Reiz ausüben als Dirnen, der wird auch keinen Grund haben, schwere Opfer zu bringen, und er wird kein ständiges Liebesverhältnis anknüpfen, was ihm schon wegen seines Bedürfnisses nach Wechsel unbequem wäre.

Wem aber der Umgang mit Dirnen genügt, oder wer

überhaupt nur die Fähigkeit hat, mit denselben umzugehen, der zeigt hierdurch, daß sein Gefühl noch ziemlich unentwickelt ist.

Der Besuch von Dirnen läßt also ganz bedenkliche Rückschlüsse auf den Bildungsgrad des Besuchers machen, und deshalb wird er so geheim gehalten. Für einen feiner angelegten Mann ist der Umgang mit Dirnen überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit. Derselbe ist also bis zu einem gewissen Alter und zwar gerade in der Zeit, in welcher der Geschlechtstrieb am intensivsten, von einem jeden Umgang mit Frauen ausgeschlossen.

Noch viel schlimmer ist die unbemittelte Frau der besseren Stände daran. Sie darf nicht nur keinen Umgang mit Männern pflegen, sie muß sich sogar vor dem leisesten Verdacht eines solchen hüten, wenn sie einen Mann bekommen will. Weiß man, daß sie schon Bekanntschaften gehabt oder steht sie auch nur im Verdacht, solche gehabt zu haben, so wird es ihr schwer fallen, die Wahl eines Mannes auf sich zu lenken, falls sie nicht bemittelt.

Denn erstens verliert sie dadurch an Reinheit und Reiz, infolge davon, und weil sie sich schon unentgeltlich hingegeben, sinkt zweitens ihr Wert, und der Mann wird sich für gewöhnlich hüten, den höchsten Preis für geringere Ware zu zahlen, drittens ist kein Grund vorhanden, weshalb sie sich, da sie es schon bei einem getan, nicht auch einem andern hingeben sollte; tut sie es aber nicht, so ist

dies ein Zeichen davon, daß sie diesen nicht so gern hat, wie jenen, und das kann Grund genug für diesen sein, von der Anknüpfung eines dauernden Verhältnisses abzusehen, viertens ist der Umstand, daß sie sich hingegeben, oft ein Zeichen von Leichtsinn und Willensschwäche, was, wie jeder Defekt, eine ungünstige Wirkung auf den Freier ausübt.

Für Männer ist der Umgang mit Frauen vor der Anknüpfung eines dauernden Liebesverhältnisses nicht so verhängnisvoll.

Die Frauen könnten zwar als Verkaufspreis ihrer Liebe sowohl materielle Sicherstellung als absolute Keuschheit des Mannes feststellen. Ihr Geschäft geht aber so schlecht, daß sie dem Manne die zweite Bedingung gern erlassen. Daher ist der Mann in dieser Beziehung viel besser daran als die Frau, und daher wird auch dem Manne der Verkehr mit Frauen vor der Anknüpfung eines ständigen Liebesverhältnisses viel weniger übel genommen als der Frau.

Mit der Frauenliebe geht es wie mit aller Ware. Wenn der Preis, welcher für dieselbe verlangt wird und der, wenn die Ehre nicht aufs Spiel gesetzt werden soll, verlangt werden muß, nicht der Qualität entspricht, so bleibt die Frau sitzen. Daher muß ein großer Teil der Frauen, dem es nicht geglückt ist, ihre Liebe loszuschlagen, auf den Geschlechtsverkehr Verzicht leisten, wenn sie ihre

Ehre retten wollen, und sie kommen auf diese Weise um ihr Lebensglück.

Die Frauen selbst sind aber die strengsten und unerbittlichsten Ehrenrichter, weil es ihr Interesse verlangt, ihren Wert aufrecht zu erhalten und von der Männerwelt möglichst hohe Leistungen zu fordern. Sie verzeihen daher einen Fehltritt viel schwerer als der Mann oft schon deshalb, weil sie durch den schlechten Ruf, in welchen sie eine andere bringen, sich eine lästige Konkurrenz vom Halse schaffen.

Die Unzulänglichkeit der den Geschlechtsverkehr regelnden Verhältnisse, welche einen großen Teil der Frauen von dem Umgang mit Männern ganz und gar abschließen und auch dem Bedürfnisse derjenigen Männer, die sich mit Dirnen nicht abgeben können oder wollen keine Rechnung tragen, hat eine Bewegung ins Leben gerufen, welche eine Reform der Geschlechtsverhältnisse bezweckt.

Diese Reform soll die Liebe aus ihren materiellen Banden befreien und es der Frau ermöglichen, sich bloß aus Neigung hingeben zu können, dem Manne aber, in den Besitz der geliebten Frau zu gelangen, ohne durch materielle Verhältnisse daran verhindert zu werden. Diese aus den materiellen Fesseln befreite Liebe ist die *freie Liebe*. Sie ist nur durchführbar, wenn die Frau in materieller Hinsicht vollständig sicher gestellt und vom Manne ganz und gar unabhängig ist. Die Frauen-

emanzipation ist daher der nächste Schritt zur freien Liebe hin, welche erst durch eine völlige Trennung der Geschlechtsinteressen von den Geschäftsinteressen ermöglicht wird.

Bei Frauen, die materiell sicher gestellt, geistig entwickelt und stark genug sind, um sich durch bestehende Vorurteile nicht einschüchtern zu lassen, ist die freie Liebe jetzt schon durchführbar und zum Teil in der Tat auch schon durchgeführt, wie bei gebildeten, reichen Frauen in Großstädten, bei Schauspielerinnen, Künstlerinnen, Schriftstellerinnen etc.

Eine weitere Folge des Bestrebens, die Liebe aus ihren materiellen Banden zu befreien ist die schon weit verbreitete, wenn auch nicht offiziell als berechtigt anerkannte Vorbeugung der Empfängnis.

Die Einführung derselben ist als ein kultureller Fortschritt zu betrachten, weil es durch dieselbe ermöglicht wird, drohendem Elend vorzubeugen, ohne dadurch große Einbußen an Genüssen zu erleiden.

Kranke, sowie solche, denen durch zahlreiche Nachkommenschaft allzu große Sorgen bereitet würden, sollten davon ohne Bedenken Gebrauch machen, sowohl um des allgemeinen als des eigenen Wohles willen.

Die Vorbeugung der Empfängnis begünstigt auch die Einführung der freien Liebe. Sie ermöglicht viele freie Liebesverhältnisse, welche ohne jene nicht zustande gekommen wären. Dies ist besonders bei den Frauen der Fall,

welche zwar schon emanzipiert, aber materiell doch noch nicht so gestellt sind, daß ihnen durch Nachkommenschaft keine großen Sorgen bereitet würden.

Für die Mädchen aus den besseren Ständen jedoch hat die Vorbeugung der Empfängnis geringere Vorteile, weil dieselben schon durch den bloßen Umgang mit Männern ihren Wert verlieren, sich also vor solchem durchaus hüten müssen, solange sie noch darauf reflektieren, geheiratet zu werden.

Die Liebe ist eine der mächtigsten Leidenschaften und, wenn man der Gelegenheit nicht aus dem Wege geht, unwiderstehlich. Dadurch soll die Untreue nicht entschuldigt werden. Die Schuld liegt aber nicht in den letzten Momenten der Ueberreizung, in welchen die Menschen eines logischen Denkens nicht mehr fähig und der Herrschaft über sich beraubt sind, sondern daran, daß man der Gelegenheit trotz warnenden Gewissens nicht aus dem Wege gegangen ist.

Wenn ein großer Teil der modernen Literaten bestrebt ist, die Untreue als etwas natürliches, entschuldbares, harmloses hinzustellen, so ist dies Vorgehen durchaus verwerflich. Ein jeder Menschenkenner und Menschenfreund wird jeden einzelnen Fall für sich beurteilen und gern mildernde Umstände anerkennen. Selbst zugegeben, daß es Ausnahmefälle geben kann, auf welche jedoch einzugehen absichtlich vermieden wird, um dafür keine Normen auf-

zustellen und dadurch in gewissen Fällen zur Untreue aufzufordern, Ausnahmefälle also, in welchen letztere berechtigt sein mag, so darf sich daraus der einzelne noch nicht das Recht ableiten, das ewige Ideal der wahren Liebe, daß nämlich beide Teile sich die Treue wahren bis in den Tod, zu besudeln und in den Staub zu ziehen. Das geschieht aber, wenn die Ausnahme zur Regel, wenn sie als normal hingestellt und auf fast allen Theatern die Demimonde-Moral als die einzig wahre gepredigt wird, was schließlich zu einer Verseuchung unserer Moral und einer Verwirrung aller unserer moralischen Grundbegriffe führen muß. Daß die Bühne auch ein m o r a l i s c h e s Institut sein soll, das scheint man heutzutage gänzlich vergessen zu haben.

Wenn aber gerade diese Stücke die größte Zugkraft ausüben, so ist das ein trauriges Zeichen für die geistige Gesundheit eines Volkes. Die sogenannten „modernen Menschen" sind auch in der Tat samt und sonders krank, d. h. entweder hysterisch oder neurasthenisch, und ihre kranken Nerven bedürfen der Sensation, des anormalen, des perversen. Wenn aber diese Elemente tonangebend sind und bleiben, so ist das der Untergang einer jeden wahren und echten Kunst.

Die Stärke der Liebe ist in den verschiedenen Lebensaltern und bei den verschiedenen Individuen verschieden, und es gibt da alle Abstufungen von minus unendlich bis plus unendlich. Bei der Beurteilung von Liebesver-

gehen muß man immer auch die Stärke der Leidenschaft in Betracht ziehen und andererseits bedenken, daß viele, die mit ihrer Tugend protzen, nur durch ihr Fischblut vor Ausschreitungen bewahrt worden sind.

Beim einzelnen ist die Leidenschaft am stärksten mit beginnender Reife, wenn keine vorhergehende künstliche Ueberreizung vorliegt, was aber die Regel zu sein pflegt. Die bisher auf die Entwicklung verwendete Kraft findet hierfür keine volle Verwendung mehr, und nun äußert sie sich als Kraftüberschuß. Hieraus entwickeln sich die Keime zu neuen Entwicklungen, zu neuem Leben, und dieses drängt nach Befreiung und nach andern für das Weiterkommen günstigen Bedingungen. Die Liebe ist also der nach außen sich richtende Entwicklungstrieb. Dieser Entwicklungstrieb, erstens als individueller, solange die eigene Entwicklung noch nicht beendet oder dem Abschluß nahe, zweitens als nach außen sich richtender, wenn dies geschehen, wohnt jedem Lebewesen inne. Das Liebesleben hat also einen tiefen Sinn, und der Ernst, der ihm von jedem normalen Menschen entgegengebracht wird, ist durchaus berechtigt.

Von der Liebe als Trieb ist die Liebe als Gefühl wohl zu unterscheiden. Die Definition der Liebe als Gefühl, also in ästhetischer Hinsicht, wird weiter unten gegeben werden.

Damit, daß die Liebe ein Entwicklungstrieb ist, hängt es zusammen, daß sie äußerst kritisch macht. Größere

körperliche oder geistige Gebrechen lassen sie gar nicht oder nur selten aufkommen, und zwar nur dann, wenn ein Vorzug den Fehler aufzuheben imstande ist. Die Verliebten spüren aber auch nach weniger auffallenden Fehlern, und sie beobachten und beurteilen sich in körperlicher und geistiger Hinsicht auf das peinlichste. Von dieser rigorosen Prüfung hängt es dann ab, ob die Leidenschaft zu- oder abnimmt. Entdeckt man unbekannte Fehler, so nimmt sie ab, entdeckt man unbekannte Vorzüge, so nimmt sie zu. Das erstere ist aber bei weitem der häufigere Fall, weil man zuerst bestrebt ist, sich im allergünstigsten Lichte zu zeigen. Daher sind die meisten Liebschaften von so kurzer Dauer. Sie hören gewöhnlich auf, sowie man sich gegenseitig durchschaut hat.

Im andern Falle aber wächst die Liebe beständig, und sie kann einen solchen Grad erreichen, daß sie, ihre elementare Natur offenbarend, zur stärksten, zur gewaltigsten Leidenschaft wird, sodaß dem von ihr erfaßten alle Güter und selbst das Leben als nichtig erscheinen im Vergleich zum Besitz des geliebten Gegenstandes. Gerade darin zeigt es sich wieder, daß der Liebe innerster Kern der Entwicklungstrieb ist, der auch da, wo er sich als nach außen gerichteter Gestaltungsdrang äußert, dieselbe Gesinnung zeitigt. Die großen Männer aller Zeiten haben, beseelt von einer ähnlichen Leidenschaft, der Entwicklung, der Erziehung des Menschengeschlechts ihre ganze Kraft, ihr Leben geopfert.

Bei dauernden Liebschaften ist die Anziehung durch die Vorzüge größer als die Abstoßung durch die Fehler, welche bloß relative zu sein brauchen, wie z. B. Mangel an Nachgiebigkeit, also zu starke Willensentwicklung, oder sie halten sich zum mindesten das Gleichgewicht. Je nach der Veranlassung fühlt man sich bald abgestoßen, bald angezogen, und so geht es oft ein Leben lang.

Ein Liebesverhältnis ohne Streit ist kaum denkbar, und das gibt ihm gerade einen Teil seines Reizes, insofern nach einer vorübergehenden Hemmung und darauf folgenden Versöhnung die Liebe um so stärker ist.

Was die individuelle Wahl betrifft, so ist sie bedingt erstens durch eine gewisse Uebereinstimmung der persönlichen Eigenschaften, zweitens aber durch einen gewissen Gegensatz.

Für das Zustandekommen eines ernsteren und dauernden Liebesverhältnisses ist es erforderlich, daß die Höhe des allgemeinen aber natürlichen Bildungsniveaus eine gewisse Uebereinstimmung zeige. Ein gebildetes Weib wird auf einen gebildeten Mann, vorausgesetzt, daß jene jugendfrisch, normal, natürlich, naiv dabei ist, einen größeren Reiz ausüben als ein ungebildetes. Natürlich kann es sich hier nur um angeborene Herzens- und Verstandesbildung, sogenannten Mutterwitz und nicht um künstliche, angelernte und angeschwemmte Bildung handeln, welche sehr leicht verschroben und affektiert macht, was im Gegenteil, wie alle Mängel,

abstoßend auf den Liebestrieb wirkt. Es kommen also auch Standesunterschiede nicht in Betracht, und ein gewöhnliches Bauernmädchen kann in dieser Hinsicht den Vorzug verdienen vor einem adeligen Fräulein. Daher kommt es denn auch, daß oft ein gebildeter Mann eine Frau heiratet, die von der Gesellschaft für ungebildet gehalten wird, während sie vielleicht gebildeter ist als alle diejenigen, welche sie verachten. Umgekehrt ist manche für hochgebildet gehaltene Dame im Grunde eine dumme, eingebildete Gans, die noch niemals auf einen Mann eine Wirkung ausgeübt hat noch ausüben wird. Der Liebestrieb ist vielleicht der feinste Kritiker, überzeugend, unwiderleglich und instinktiv sicher.

Was die Gegensätze betrifft, so beziehen sie sich auf die Willensveranlagungen, auf die Willenskraft. Das Temperament, die Willensbeweglichkeit, scheint keine entscheidende Rolle zu spielen. Es lieben sich die lebhaften, die phlegmatischen und beide wieder wechselseitig. In jedem normalen Liebesverhältnis jedoch ist der Wille des Stärkeren tonangebend. Die Willensstarken stoßen sich ab. Willensstärke sucht Nachgiebigkeit, Willensschwäche und umgekehrt. Daher schätzt das normale Weib als das von Natur schwächere Individuum am Manne neben der natürlichen Bildung namentlich die Willenskraft, den Charakter, den Mut, die Bestimmtheit des Auftretens, die Entschiedenheit des Handelns; der Mann am Weibe die Nachgiebigkeit,

das Anpassungsbedürfnis und die Anpassungsfähigkeit, verbunden mit der Feinheit des Gefühls und des Empfindens.

Umgekehrt aber sucht das Mannweib einen weibischen Mann; der schwache Mann hingegen liebt eine willensstarke, resolute Frau. Darum braucht letztere jedoch noch kein Mannweib zu sein, und wenn sie das Regiment führt, so liegt das eben bloß an der Entartung des Mannes. In dieser Hinsicht also suchen sich die Gegensätze und gleichen sie sich aus, was beiden Teilen zum größten Nutzen gereicht.

Wie wir sahen ist die Liebe erregbar durch Vorzüge bestimmter Art. Je größer die Vorzüge um so stärker die Erregung. Große Vorzüge erwecken ein Gefühl von Bewunderung und Verehrung, und letztere sind daher auch wichtige Bestandteile einer entwickelten Liebe.

Da die Liebe als Entwicklungstrieb durch das möglichst Entwickelte, also durch Schönheit und Vollkommenheit erregt wird, so läßt sich aus dem Umstand, daß wir die Liebe einer Person erregt haben, der Schluß ziehen, daß sie etwas Schönes und Vollkommenes an der eigenen Person gefunden habe, daß also auch die eigene Person in Besitz von Schönheit und Vollkommenheit sei. Wenn es uns daher gelungen, die Liebe eines Weibes zu gewinnen, so wird hierdurch, weil dies zugleich eine Anerkennung unserer Vorzüge, unser Stolz erregt und unser Selbstbewußtsein

erhöht, besonders wenn es uns gelungen, aus einem Wettbewerb als Sieger hervorzugehen. Denn wenn die Liebe rein, so wird durch diese Bevorzugung dem bevorzugten Bewerber zugleich die größte Vollkommenheit zugesprochen, wenigstens für die Vorzüge, für welche die Wählende affizierbar. Der Stolz ist daher ein wesentlicher Bestandteil der Liebe.

Je größer die Liebe um so größer sind auch die Opfer, die der Liebende der Geliebten zu bringen geneigt ist. Diese verlangt daher große materielle Opfer oft aus bloßem Stolz, aus bloßem Selbstbewußtsein, oft bloß deshalb, weil sie durch jene erst die volle Garantie erhält, daß die Liebe ihres Liebhabers auch wirklich so ernst und groß ist, wie dieser versichert.

Hat ein Mann die Liebe einer Frau gewonnen, nimmt jedoch später die Neigung der letzteren für jenen ab und richtet sie sich auf einen andern, oder wird dies vom Manne auch nur vermutet, so wird ein Unlustgefühl bei ihm einmal dadurch erregt, daß für ihn eine Quelle der Lust nicht nur versiegen, sondern sogar in den Besitz eines andern gelangen soll, dann aber besonders dadurch, daß die Frau seinem Nebenbuhler durch ihre Neigung größere Vollkommenheit zuspricht, daß sie jenen unter ihn stellt. Dies Gefühl ist die Eifersucht. Sie ist ein Unlustgefühl, erregt durch das Aufhören von Lust, durch Neid, Haß und gekränkten Stolz. Hierzu gesellt sich noch der

Ekel, wenn der Eifersüchtige an die wirkliche oder vorgestellte Verbindung der Geliebten mit einem andern denkt.

Auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung ist die Liebe also ein Gemisch von geschlechtlicher Lust, Achtung, Bewunderung, Verehrung, Stolz und grenzenloser Dankbarkeit.

g. Die Liebe kann natürlich auch erregt werden durch die Vorstellung. Wenn sie zur einseitigen, unnatürlichen geschlechtlichen Tätigkeit führt, so heißt sie Onanie.

Die Onanie ist eines der weitverbreitetsten und verderblichsten Laster. Sie wird begünstigt durch die kranke Kunst. In deren idealen Welten sind natürlich auch die Weiber alle vollkommen, und sie lassen sich leicht mit allen wünschenswerten Eigenschaften ausstaffieren. Diese Idealweiber erregen, wie früher schon erwähnt, die Sinne ganz anders als die wirklichen, und daher ist der Onanist zu erschöpfender geschlechtlicher Tätigkeit geneigt, während der seine Weiber in der Wirklichkeit Suchende selten ein ihn so lebhaft animierendes Weib finden und daher viel weniger Kraft durch die geschlechtliche Tätigkeit verbrauchen wird.

Die Onanie wird ferner begünstigt durch die Erziehung. Wenn dieselbe derart ist, daß sie dem nach außen sich richtenden Tätigkeitsdrang keine Rechnung trägt, wenn die Jugend wider ihren Willen gezwungen wird, in dumpfen Stuben über Büchern zu hocken, so muß sich ihr Tätigkeits-

drang in Vorstellungsgebilden entladen, und da dieselben immer derart sind, daß sie zur Lust, also auch zur geschlechtlichen Beziehung haben, so müssen sie mit Notwendigkeit zur Onanie führen. Letztere ist also oft nur die Frucht einer falschen Erziehungsmethode.

Die allgemeine Verbreitung der Onanie ist demnach ein Zeichen davon, daß unsere Jugend nach ganz und gar verkehrten Prinzipien erzogen wird.

h. Ein Ding, das dadurch unsere Lust oder Unlust erregt, daß es unserm Willen gemäß oder daß es ihm entgegen, dadurch, daß es unser Dasein fördert oder hemmt, dadurch, daß es nützlich oder schädlich ist, bezeichnet man als gut oder schlecht, schön oder häßlich.

Wir sagen: dies ist gut so, dies ist schön so, um damit auszudrücken: dies ist unserm Willen gemäß so und erregt daher unsere Lust; dies ist schlecht so, dies ist häßlich so, um zu sagen: dies ist unserem Willen entgegen so und erregt daher unsere Unlust. Gut oder schön nennen wir eine Einrichtung, eine Sitte, eine Verfassung, die unserm Willen gemäß, schlecht oder häßlich nennen wir jene, wenn sie unserm Willen entgegen, etc.

Durch diese Begriffe bezeichnen wir aber nicht bloß, daß ein Ding Lust oder Unlust erregt, weil es *unserm* Willen gemäß oder entgegen, sondern auch, daß es Lust oder Unlust bei andern Individuen erregt, weil es deren Willen gemäß oder entgegen.

Einen Boden mit kräftig entwickelten Pflanzen nennen wir einen guten Boden, weil er dem Willen des Landmanns und der Pflanzen gemäß.

Durch gut und schlecht wird ferner ausgedrückt, daß etwas dem Willen der Allgemeinheit gemäß oder entgegen ist.

Gut und schlecht nennen wir zwar auch einen Menschen, der unserm Willen gemäß oder entgegen, für gewöhnlich aber einen solchen, der dem Willen der Allgemeinheit gemäß oder entgegen lebt und handelt.

Als das Gute und das Schlechte oder Böse schlechthin bezeichnen wir dasjenige, was dadurch Lust oder Unlust erregt, daß es dem Willen der Allgemeinheit gemäß oder entgegen ist.

Wenn die Begriffe gut und schlecht, schön und häßlich eine Beziehung des Willens zum Gefühl bezeichnen, sollen sie als ethisch gut etc. näher charakterisiert werden und zwar als individuell oder als allgemein ethisch. Gewöhnlich wird das Wort nur in der letzten Bedeutung gebraucht, sodaß man unter dem ethisch Guten das der Allgemeinheit Gemäße versteht.

Ein hoher Grad des ethisch Guten, bezogen auf die Gesinnung und die Handlungsweise einer Person, ist das Edle.

i. Die Willenserscheinungen können auch hinsichtlich ihrer Beweglichkeit und ihrer Kraft miteinander verglichen werden.

Willensbeweglichkeit und Willenskraft gefallen, Willensträgheit und Willensschwäche mißfallen.

Die Willensbeweglichkeit führt zur mehr oberflächlichen Allseitigkeit, die Willenskraft zur in die Tiefe gehenden Einseitigkeit. Willensbeweglichkeit und Willenskraft schließen sich zwar für ein und dieselbe Zeit jedoch nicht absolut aus. Sie können sich in einem Menschen vereint finden. Die Willensbeweglichkeit ermöglicht es einem Menschen in den Wissenschaften z. B. die Grundprobleme wenigstens kennen zu lernen, und dies ist von großem Vorteil, weil derselbe nun seine Willenskraft auf die wichtigsten derselben konzentrieren wird, während der bloß willenskräftige seine Kraft oft mit der Lösung der harmlosesten Probleme vergeudet.

In dem der Vollkommenheit möglichst nahe kommenden Menschen, im Genie müssen sich außer anderem auch Willensbeweglichkeit und Willenskraft vereint finden.

Ein Objekt, das die Eigenschaft hat, durch Willenskraft und Willensbeweglichkeit Lust zu erregen, bezeichnen wir oft als schön.

Ein leidenschaftliches d. h. willenskräftiges Gedicht oder eine anregende d. h. willensbewegliche Rede nennen wir schön etc. Soll ausdrücklich hervorgehoben werden, daß ein Objekt unser Lustgefühl durch seine Willenseigenschaft affiziert, so soll es gnomisch schön genannt werden.

Das gnomisch Schöne ist eine Unterart des dynamisch und motorisch Schönen.

6. a. Schönheit und Vollkommenheit und deren Gegenteil können sowohl an Objekten als am Subjekt beobachtet werden.

Die Affektion des Gefühls durch dieselben, wenn sie am Subjekt beobachtet werden, ist das Gewissen. Dasselbe ist entweder ein Lustgefühl, wenn es erregt ist durch eigene Vollkommenheit und heißt dann gutes Gewissen; oder es ist ein Unlustgefühl, wenn es erregt ist durch eigene Unvollkommenheit und heißt dann schlechtes Gewissen.

Das schlechte Gewissen bekämpft unsere Unvollkommenheit, und es behütet uns vor Handlungen, welche ein offenkundiger Beweis für unsere Unvollkommenheit wären.

Die Unlust, welche erregt wird durch derartige Handlungen, ist die Reue.

Da alles, was geschehen ist, notwendig geschehen ist, scheint die Reue zwecklos. Dem ist aber nicht so. Denn wenn sie auch Geschehenes nicht mehr ungeschehen machen kann, so beeinflußt die Reue doch unser zukünftiges Handeln.

Auch das Bewußtsein des Ueberlegenseins an Vollkommenheit anderen Objekten gegenüber erregt unser Lustgefühl, während das Bewußtsein des Unterlegenseins unser Unlustgefühl affiziert.

Das mit Lust verbundene Bewußtsein des Ueberlegenseins andern Objekten gegenüber ist der Stolz; das mit Unlust verbundene Bewußtsein des Unterlegenseins die Scham.

Stolz, wenn er zu ausgeprägt und erregt ist durch nur eingebildete Ueberlegenheit ist Hochmut, während die Demut ein Gemisch ist aus Scham und Reue.

Dem Stolz verwandt ist der Mut; er ist ein Gefühl der Kraft und des Ueberlegenseins in bezug auf uns feindlich gegenüberstehende Verhältnisse. Ist dies Gefühl zu stark ausgeprägt, so wird daraus die Verwegenheit, und ist es zudem unberechtigt die Tollkühnheit.

Das Unterlegensein ist zugleich auch eine Hemmung der Willensfreiheit. Die Scham ist daher ein dem Zorn nahe verwandtes Phänomen. Scham geht auch oft in Zorn über. Einer Person, die unser Schamgefühl erregt hat, zürnen wir. Die Ueberlegenheit eines andern ärgert uns. Wir sind geneigt, ihm dieselbe abzusprechen, ihn herabzuwürdigen. Geht dies nicht, so legen wir seine Fehler unters Mikroskop, oder wir dichten ihm welche an. Denn wir lassen uns nicht gern imponieren und rächen uns an demjenigen, der es tut.

Es ist daher eine Pflicht, wenigstens im geselligen Verkehr nicht zu imponieren. Der Ueberlegene muß sich immer auf die Bildungsstufe des Unterlegenen stellen und seine Ueberlegenheit nicht plump zur Schau tragen, sonst hört

alle Freundschaft bald auf. Tut er dies aber, so kann er mit einem jeden Manne verkehren.

Die Sucht zu imponieren ist weiter nichts als ein Zeichen von gesellschaftlicher Unbildung. Der arrogant schneidige Leutnant und der renommierende Student sind bei Licht betrachtet Flegel. Ein feiner Gesellschafter weiß, daß er sich vor nichts mehr zu hüten hat als vor der Erweckung des Gefühls der Unterlegenheit bei andern, und er spielt eher den Unterlegenen als den Ueberlegenen. Der Ueberlegene hat gar nicht das Bedürfnis Ueberlegenheit zu markieren, dieselbe offenbart sich gelegentlich, unbeabsichtigt von selbst. Sie wirkt dann nicht beleidigend und wird auch anerkannt.

Die Tatsache, daß Ueberlegenheit Scham und Zorn erregt, ist auch mit Schuld daran, daß es vielen überlegenen Geistern so schwer gefallen ist, schon bei Lebzeiten Anerkennung zu finden. Ihre Werke sind unbequem, weil sie oft das gerade Ansehen genießende in den Schatten stellen, und sie werden daher mit Willen außer Acht gelassen. Es ist dies die bekannte Methode des Totschweigens.

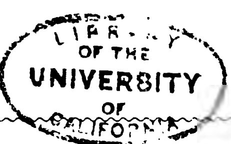
Auch die physiologische Wirkung der Scham und des Zornes sind dieselben. Sie veranlassen eine heftige Strömung des Blutes nach dem Kopfe hin. Hierdurch wird unsere Kraft erhöht. Solange jedoch die Scham nicht in Zorn übergeht, kann sich diese Kraft nicht entladen, und daher rührt das drängende Unbehagen bei der Scham.

Der Anlaß zur Scham kann dadurch beseitigt werden, daß man sich dieselben Vorzüge aneignet wie diejenigen Individuen, welche unsere Scham erregten. Daher ist die Scham eines der besten Erziehungsmittel.

Daß sich die Scham gerade bei der Jugend häufig findet, kommt daher, daß diese dem Alter gegenüber bei weitem unterlegen ist und sich auch unterlegen fühlt. Mit der Scham hört auch die Jugend auf. Jünglinge, welche früh aufhören sich zu schämen, die schon früh ein sicheres Auftreten haben und sich wie Erwachsene gebärden, hören in der Regel auch früh auf sich zu entwickeln. Es sind seichte, oberflächliche Naturen, welche nur das Aeußere sehen, sich nur den äußeren Schliff aneignen und vollkommen zufrieden sind, wenn sie dies getan. Daß das äußere feine Benehmen durch innere Bildung hervorgerufen sein muß, wenn es nicht affektiert sein soll, ahnen sie kaum. Denn für wirkliche Bildung haben sie keinen Sinn, und sie glauben einem wirklich Gebildeten vollkommen ebenbürtig zu sein, wenn sie dessen Gebahren nachäffen oder nachäffend übertreiben.

Daß das sich nicht mehr schämen können oft als ein Zeichen von Verkommenheit gilt, kommt daher, daß es ein Zeichen von der Unfähigkeit ist, seine eigenen Mängel und Fehler als solche zu erkennen.

Warum Scham oft ein Zeichen von Liebe, ist nach dem früher Gesagten leicht erklärlich.



Liebe kann erregt werden durch Vollkommenheit. Größere objektive Vollkommenheit erregt Scham. Daher schämt sich zunächst das liebende Individuum, und es hütet sich, seine Liebe dem geliebten zu zeigen. Es sondiert zuerst, und wenn es merkt, daß es auf Gegenliebe zählen kann, so ist dies für letzteres ein Zeichen, daß es vom geliebten Individuum als seiner würdig anerkannt wird, was den Stolz und das Selbstgefühl über alle Maßen hebt. Daher der unaussprechliche Reiz des ersten Augen- und Mienenspiels, durch welches man sich Gewißheit über diese Fragen verschafft und der unvergleichliche Jubel, wenn man sieht, daß man Erfolg hat. Der Stolz hebt das Schamgefühl auf und verhindert dieses, daß es in Zorn übergeht. Letzteres geschieht jedoch, wenn das liebende Individuum keine Gegenliebe findet, weil ihm dann dadurch das geliebte seine Unvollkommenheit sich selbst gegenüber offen vorhält.

Das liebende Individuum will ferner, daß die Gegenliebe des geliebten mindestens gerade so groß sei wie die eigene Liebe letzterem gegenüber, weil dies ein Zeichen davon, daß die eigene Vollkommenheit gerade so groß wie die des geliebten Individuums. Wenn ein Individuum einem zweiten unter allen andern Individuen den Vorzug gibt, so will das erste, daß es auch durch das zweite vor allen andern bevorzugt werde. Nun ist aber das Liebesquantum auf beiden Seiten nicht immer gleich. Diejenige

Seite, auf welcher weniger Liebe vorhanden, merkt dies am ersten daraus, daß es auch noch andere Individuen dem geliebten gleichstellt oder gar vorzieht. Diejenige Seite, auf welcher ein Plus an Liebe, ahnt es zwar auch, daß auf der andern Seite ein Minus; dieses ist aber von ihr aus schwer zu konstatieren, falls sich die andere Seite nicht offen ausspricht oder sich der Untreue schuldig macht, da ein absoluter Maßstab für die Liebe nicht existiert und da auch der Wunsch, ebenso geliebt zu sein, eine ruhige Ueberlegung der Sache erschwert. Daher rühren dann die unendlich peinigenden Zweifel, welche einen großen Teil der Liebesleiden ausmachen und einem die Liebesfreuden oft ordentlich versalzen und verleiden können.

Weil Liebe durch Vollkommenheit erweckt wird, ist es auch erklärlich, weshalb die Liebenden bestrebt sind, den Geliebten ihre Vorzüge im hellsten Lichte zu zeigen, ihre Mängel aber abzulegen oder wenigstens zu verdecken und ersichtlich, daß die höheren Formen der Liebe auf die Liebenden einen reinigenden, veredelnden Einfluß ausüben müssen.

Eine weitere Folgerung aus dem obigen ist ferner der Umstand, daß zwei Liebende ein harmonisches Ganze bilden, in dem die Unvollkommenheiten des einen ersetzt werden durch die Vollkommenheiten des andern, weil eben eine größere Vollkommenheit auf der einen Seite eine Unvoll-

kommenheit dieser gegenüber auf der andern voraussetzt. Hieraus folgt weiter, daß, wenn reine Liebe allein maßgebend war für die geschlechtlichen Verbindungen, die Kinder vollkommener sein müssen als die Eltern. Es ist ferner ersichtlich, daß aus Geschlechtsverbindungen, für welche andere Faktoren als die gegenseitige Liebe maßgebend waren, mit der Zeit eine in jeder Beziehung minderwertige Generation hervorgehen muß.

b. Die Gefühle des Ueberlegenseins und Unterlegenseins spielen im Leben eine große Rolle. Das Gefühl des Ueberlegenseins ist ein äußerst geschätztes und wird oft teuer erkauft, das Gefühl des Unterlegenseins ein äußerst verabscheutes, das man auf jede Weise los zu werden sucht.

Viele sparen am Essen und Trinken bloß, um sich schöne Kleider kaufen und so die Ueberlegenen markieren, ihre Unterlegenheit verheimlichen zu können. Viele Studenten, Schriftsteller und Gelehrte studieren und schreiben, obwohl ihnen diese Tätigkeit wenig zusagt, nur um dieses Gefühles der Ueberlegenheit willen. Viele leben über ihre Verhältnisse und schaffen sich dadurch ein sorgenvolles Dasein, bloß um gegen andere nicht zurückzustehen, obwohl sie in bescheideneren Verhältnissen ein sorgenloses Leben verbringen könnten.

Besonders schlimm spielt demnach das Gefühl der Ueberlegenheit denen mit, welche die Ueberlegenen nur spielen. Diese müssen, da sie nicht überlegen sind, den Schein der

Ueberlegenheit herbeizuführen suchen, was ihnen in der Regel sehr sauer wird. Sie dürfen sich zudem niemals gehen lassen, sich nie so geben, wie sie sind, niemals Menschen unter Menschen sein, weil man sonst leicht dahinter käme, daß ihre Ueberlegenheit nur Schein, und sie sind daher vollkommene Sklaven dieses Gefühles der Ueberlegenheit. Ihr Gebahren ist infolgedessen ein zugeknöpftes, geschraubtes, affektiertes, anspruchsvolles, imponieren wollendes und dadurch beleidigendes.

Das natürliche Auftreten und die natürliche Tätigkeit der wirklich Ueberlegenen hingegen trägt schon von selbst den Stempel der Ueberlegenheit an sich. Das Ueberlegensein braucht bei ihnen nicht markiert zu werden, und es ist daher mühelos und natürlich. Ihr Gebahren ist ein unbefangenes, anspruchloses, offenes und naives.

Auch in ihren Schriften gehen jene auf Stelzen einher, und sie geben sich einen dermaßen idealen Anstrich, daß einem schärferen Beobachter wegen der dabei unterlaufenden Unnatur übel wird, oder sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie selbst die einfachsten Verhältnisse schwierig und kompliziert darstellen aus Unfähigkeit, wodurch sie allerdings bei Laien den Schein von Tiefe erwecken.

Nach hohen Stellungen streben sie nicht, um ein passendes Feld für ihre Tätigkeit zu haben, sondern nur um des äußeren Glanzes der Stellung willen, selbst wenn die Tätigkeit, zu welcher sie durch dieselbe verpflichtet sind,

ihren Neigungen zuwider, selbst wenn sie auf jede freie Aeußerung verzichten und in jeder Frage ihren Standpunkt auf höheren Befehl einzunehmen gezwungen sind. Diese hingegen sind auch in ihren Schriften natürlich. Sie wollen für nichts anderes gehalten werden, als sie sind, und sie zeichnen sich durch frappierende Natürlichkeit und Offenheit aus. Sie stellen ferner selbst die schwierigsten und kompliziertesten Verhältnisse mit erstaunlicher Klarheit und Einfachheit dar, da sie über die nötige Kraft hierfür verfügen und es ihnen nur um die Sache und nicht um ihre Person zu tun ist.

Nach hohen Stellungen streben sie nur dann, wenn sie ihrem Tätigkeitsdrang entsprechen. Tun sie dies nicht, so haben jene auch gar keinen Wert für sie, weil ihre Ueberlegenheit auch ohne diese Stellung gesichert ist, und sie ziehen die niederste soziale Stellung der höchsten vor, wenn diese ihrer freien Tätigkeit hindernd in den Weg tritt, jene aber nicht.

Auch in der gewöhnlichen Unterhaltung, sowie in den die Unterhaltung ersetzenden Spielen nimmt das Gefühl der Ueberlegenheit eine bedeutende Rolle ein. Ein großer Teil aller Unterhaltung geht bloß darauf aus, andere runter zu machen und hierdurch ein Gefühl der Unterlegenheit zu erwecken. Den Unterhaltungsspielen aber wird ihr Reiz fast ausschließlich durch die Auszeichnung auf der einen und das Reinfallen auf der andern Seite verliehen.

Das Fehlen des in den Augen anderer berechtigten Stolzes, oder das Unterdrücken desselben aus Rücksicht auf die andern ist die Bescheidenheit. Sie ist eine sehr beliebte Eigenschaft, weil sie die unangenehme Wirkung der Ueberlegenheit aufhebt, und sie erregt daher ein leises Gefühl der Dankbarkeit. Oft wird auch das Fehlen des Selbstbewußtseins, entspringend aus einem Gefühle der Unterlegenheit, als Bescheidenheit bezeichnet.

c. Große objektive Schönheit und Vollkommenheit, erregt ein Gefühl in uns, das wir Staunen nennen. Es ist ein Gemisch aus Lust und Unlust. Die Lust wird erregt durch die Schönheit und Vollkommenheit, die Unlust durch die Ueberlegenheit des Objektes oder die subjektive Unterlegenheit. Das Verhältnis von Lust zur Unlust ist jedoch nicht konstant und hängt ganz davon ab, welche Beziehung das Objekt zu unserm Willen hat.

Staunen kann auch erregt werden durch ungewöhnliche, unerklärte Erscheinungen. Die Lust wird dann erregt durch die wunderbare und geheimnisvolle Einrichtung der Natur (siehe objektiv intellektual schön); die Unlust aber dadurch, daß die Einrichtung unsere Fassungskraft übersteigt. Die im Staunen enthaltene Unlust sucht man zu beseitigen, und sie kann in diesem Falle nur dadurch beseitigt werden, daß man erkennt. Daher ist das Staunen eines der Momente, die zum Erkennen treiben.

Dem Staunen verwandt ist das Bewundern. Ersteres

bezeichnet eine heftigere momentane, letztere eine schwächere aber dauernde Affizierung des Gefühls. Die im Bewundern enthaltene Unlust sucht man oft dadurch zu beseitigen, daß man dasjenige, was Bewunderung abgenötigt hat, herabwürdigt oder aber dadurch, daß man, wenn es möglich ist, sich die bewunderten Vorzüge selbst aneignet. Letzterem ist der günstige Einfluß der Lektüre von Biographien auf die Jugend zuzuschreiben.

Da sich die Jugend in allem unterlegen fühlt, da ihr das Unterlegensein nicht so unbequem wird, weil es ihr natürlich ist, weil jene weiß, daß sie sich erst mit der Zeit zur Gleichheit oder Ueberlegenheit emporarbeiten kann, weil sie hofft, einst den bewunderten Individuen gleich zu kommen, wodurch das Gefühl der Unterlegenheit wieder aufgehoben wird, ist sie auch viel eher geneigt, dasjenige, was ihr Bewunderung abgenötigt hat, anzuerkennen als das Alter.

Letzteres hat sich schon zur Gleichheit und Ueberlegenheit durchgearbeitet. Das Gefühl der Ueberlegenheit ist ihm ebenso natürlich als der Jugend das entgegengesetzte, und es will die Früchte seiner Arbeit genießen. Daher ist es geneigt alles, was das Gefühl der Ueberlegenheit gefährdet, herabzuwürdigen, da es gewöhnlich keine Lust mehr verspürt, sich weiter zu entwickeln und die Arbeit von neuem zu beginnen.

Daher steht das Alter Neuerungen im Leben und in

der Kunst feindlich gegenüber. Neue politische Strömungen, neue Autoren finden immer den meisten Anklang bei der Jugend, und erst durch diese werden sie lebensfähig. Das Alter ist philiströs konservativ, die Jugend genial progressiv.

d. Werden Schönheit und Vollkommenheit, besonders aber Kraft-, Gefühls- und Willensvorzüge an Objekten beobachtet, die hemmend auf unsern Willen einwirken können, ohne uns gerade überlegen zu sein, so erwecken sie ein Lustgefühl, verbunden mit dem Bewußtsein, daß die Objekte unserer Beobachtung wert sind, daß man sich ihnen gegenüber zusammen nehmen muß. Diese Gefühls- und Bewußtseinserscheinung ist die Achtung. Ihr Gegenteil ist die Verachtung, ein Unlustgefühl, verursacht durch die Unvollkommenheit des Objektes, verbunden mit dem Bewußtsein der Ueberlegenheit und des Ueberhobenseins einer Beachtung und Berücksichtigung desselben.

Dieses Bewußtsein kann wiederum unser Lustgefühl erregen, wenn es nicht aufgehoben wird durch die Unlust, welche durch die Unvollkommenheit erregt wird und wenn diese nicht so groß, daß eine Ueberlegenheit nicht mehr als Vorzug aufgefaßt werden kann; während sich mit der Achtung leicht ein Unlustgefühl verbindet, erregt durch die Möglichkeit der Ueberlegenheit des Objektes.

Die Achtung ist eines der Bande einer freien Gesellschaft. Eine solche kann nur bestehen, wenn ein jedes Individuum seinen Willen hemmt. Dies tut es aber

nur dann, wenn es von Achtung gegen die andern erfüllt ist. Verachtung erregende Individuen behandelt es nicht als seinesgleichen, und jene scheiden daher von selbst aus der freien Gesellschaft aus, oder sie geraten in eine abhängige Stellung.

Die Achtung, die ein Individuum bei andern genießt, ist seine **Ehre**. Daher ist die Ehre die Bedingung der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft.

Die Verachtung, die ein Individuum bei andern hervorruft, ist die **Schande**. Sie veranlaßt die Ausschließung aus der Gesellschaft oder das Abhängigwerden von ihr.

Achtung bei andern oder Ehre ist ein Zeichen von wirklichen oder vorgestellten Vorzügen, daher ist die Ehre lusterregend; aus dem entgegengesetzten Grunde ist die Schande unlusterregend. Die Erregungsfähigkeit des Lustgefühls durch Ehre und des Unlustgefühls durch Schande ist das **Ehrgefühl**.

Ist die durch Ehre erregte Lust eine zu große, so entsteht ein krankhaftes Verlangen nach Ehre, die **Ehrsucht** oder der **Ehrgeiz**. Der Ehrgeizige verrichtet Achtung erregende Taten, nicht, weil für ihn eine derartige Tätigkeit Bedürfnis ist, sondern nur um Ehre dadurch zu erlangen.

Ein hohes Maß von Achtung, in dessen Besitz eine Person infolge ihrer persönlichen Vorzüge oder ihrer machtvollen Stellung ist, bezeichnet man als **Würde**;

ebenso das stolze Bewußtsein dieses Besitzes sowie die Eigenschaft hohe Achtung zu erregen.

e. Ist uns oder denken wir uns ein geistiges Objekt derart überlegen, daß wir uns mit demselben absolut nicht vergleichen können, daß die durch die Vollkommenheit erregte Lust größer ist als die durch die Unterlegenheit verursachte Unlust, sodaß letztere zur selbstlosen Ergebenheit verklärt wird, verschwindet das Subjekt dem Objekt gegenüber förmlich in nichts, und geht jenes schließlich vollkommen in der Bewunderung dieses auf, so nennt man diese Erscheinung Verehrung.

Steht das verehrte Objekt in Beziehung zu unserm Willen und kann es hemmend auf denselben einwirken, so wird die Verehrung zur Ehrfurcht.

Die Wirkung der Verehrung ist eine überwältigende. Sie ermöglicht es, daß tausende und abertausende von Menschen ihr Dasein einer überlegenen Persönlichkeit widmen. Soldaten lassen sich für einen verehrten Feldherrn abschlachten, ohne daß hierdurch eine Spur von Reue bei ihnen erweckt würde. Sind sie von schweren Wunden genesen, so eilen sie wiedrum sobald als möglich unter die Fahnen ihres verehrten Befehlshabers, um für ihn von neuem Blut zu vergießen odet ihr Leben zu lassen. Die unglaubliche Macht großer Persönlichkeiten ist nur eine Wirkung der Verehrung ihnen gegenüber.

Daß die Verehrung auch bei der Liebe eine große

Rolle spielt, ist schon erwähnt worden. Die Liebenden stellen sich in den Dienst der Geliebten und widmen ihnen unter Umständen ihr Dasein.

Die durch Verehrung erregte Liebe kann sehr große Stärkegrade erreichen. Sie kann so intensiv sein, daß sie das Leben gefährdet und mit Erschöpfung oder Tod endigt. In diesem Falle wird die Liebe zur verzehrenden Leidenschaft. Die von ihr heimgesuchten Individuen sind sich auch ihrer Gefährlichkeit bewußt. In vielen Gedichten glühender Verehrung finden sich Todesgedanken, wie wir sehen, als natürliche, wesentliche Bestandteile.

Die Bewunderung und Verehrung sind auf derjenigen Seite am größten, wo die geringere Vollkommenheit. Dasselbe gilt aber auch von der Liebe. Infolgedessen werden die weniger entwickelten mehr zur geschlechtlichen Tätigkeit gereizt als die Entwickelten. Die geschlechtliche Entwicklungstätigkeit ist für sie das am meisten Lust erregende, daher für sie sowohl als für die Gattung das Vorteilhafteste und einzig Richtige.

Viele, die zur geschlechtlichen Tätigkeit stark neigen, sich aber aus Vorurteil enthalten, täten besser daran, ihre überschüssige Kraft den Frauen zu schenken, als sie für die Produktion von Machwerken zu verwenden, welche nicht auf der Höhe der Zeit stehen. Daß aber gerade unsere Zeit unter der Massenproduktion solcher Werke so unsäglich zu leiden, kommt zum großen Teil daher, daß in ihr

die weltverneinenden Weltanschauungen noch eine so große Rolle spielen. Wären unsere herrschenden Weltanschauungen positiv, so wären wie im Altertum nur die Besten und Vollkommensten schaffend tätig, da sie durch größere Vollkommenheit nicht zur intensiven geschlechtlichen Tätigkeit gereizt werden könnten. Die Kraft der andern hingegen würde durch die geschlechtliche Tätigkeit aufgebraucht.

Wie die geschlechtliche Weiterentwicklung die subjektive zum Teil hemmt, so kann auch umgekehrt durch die Hemmung der subjektiven Weiterentwicklung die geschlechtliche gefördert oder ins Leben gerufen werden. Wie wir sahen ist dieser Umstand schuld am Auftreten der Onanie bei einer verkehrt erzogenen, d. h. in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmten Jugend.

Die subjektive Weiterentwicklung hingegen ist der Geschlechtstätigkeit nicht günstig, weil sie oft die für letztere nötigen Kräfte aufzehrt.

Umgekehrt wird durch die Hemmung der Geschlechtstätigkeit die subjektive Entwicklungsfähigkeit und Kraft erhöht. Daher im ersten Fall die Verminderung des Geschlechtstriebs durch die Arbeit und die Erhöhung der Leistungsfähigkeit durch Enthaltsamkeit im zweiten.

f. Erregt ein Objekt in uns das Gefühl unendlicher Unterlegenheit, so jedoch, daß das hieraus entspringende Gefühl der Unlust durch das Gefühl der Lust an der ob-

jektiven Größe und Vollkommenheit zur selbstlosen Ergebenheit verklärt wird, so nennen wir es erhaben.

Dieses Gefühl wird am leichtesten durch Größe und Kraft hervorgerufen; das topisch und das dynamisch Erhabene sind also die häufigsten und wirksamsten Formen des Erhabenen.

Die naheliegendsten Beispiele für das topisch Erhabene sind: der gestirnte Himmel, das weite unendliche Meer und das in die Wolken ragende Hochgebirge; für das dynamisch Erhabene: ein Vulkanausbruch, ein Erdbeben, ein Bergsturz, ein Gewitter, ein großer Wasserfall.

Andere Formen des Erhabenen sind, das motorisch, das gnomisch, das sensual und das intellektual Erhabene. Die ersten beiden sind jedoch keine selbständigen Arten, sie lassen sich zurückführen auf das dynamisch Erhabene. Die Geschwindigkeit eines an uns vorbeisausenden Eisenbahnzuges wirkt erhaben als Ausdruck der Kraft. Ebenso wirkt der in Taten sich entladende Willensdrang erhaben bloß durch die dabei offenbarte Kraft.

Sensual erhaben wirkt z. B. die Gefühlsfeinheit und Reinheit einer edlen Frau, eines Helden in einem Drama. Intellektual erhaben komplizierte Instrumente und Maschinen, fein ausgedachte Methoden, Theorien und Systeme.

Auch durch Töne und Licht kann das Gefühl des Erhabenen hervorgerufen werden, und man könnte demnach

auch von einem akustisch und einem optisch Erhabenen sprechen.

Töne wirken aber meistens deshalb erhaben, weil man an die Kraft denkt, die dazu gehört, um sie hervorzurufen. Dies gilt z. B. von der erhabenen Wirkung des Donners, von der erhabenen Wirkung von Geschützschlägen etc.

Das akustisch Erhabene ist daher meist eine Unterart des dynamisch Erhabenen.

Das Licht hingegen wirkt meist erhaben, nicht als Licht an und für sich, sondern als Lichtmasse. Ein elektrischer Scheinwerfer wirkt erhaben durch seine Lichtmenge; dasselbe gilt von einem Feuerwerk.

Sollen Ton und Farbe an und für sich erhaben wirken, so muß diese Wirkung unabhängig sein von der Tonstärke und der Lichtmenge. Diese Formen des Erhabenen sind auch in der Tat vorhanden.

Schöne, überaus wirksame Farben können einen erhabenen Eindruck machen, unabhängig von ihrer Stärke und Menge. Die Farben des Spektralapparates wirken z. B. erhaben, besonders wenn man sie zum erstenmal sieht. Die erhabene Wirkung einzelner Akkorde in Musikstücken ist bekannt.

Jedoch auch hier wird die erhabene Wirkung nur scheinbar durch die Töne und Farben an sich hervorgebracht. Bei solchen Tönen denken wir an die Gefühlsfeinheit oder Gefühlsreinheit des Komponisten oder Vortragenden oder

an eine unerreichbare Glückseligkeit etc., und dies akustisch Erhabene ist demnach ein sensual Erhabenes; solche Farben aber wirken erhaben durch ihre Intensität und durch den Gedanken an das Geheimnisvolle der Naturkräfte, und dies optisch Erhabene ist demnach ein dynamisch oder intellektuell Erhabenes.

Ein rein akustisch oder optisch Erhabenes gibt es nicht, und es ist auch leicht ersichtlich, daß es ein solches nicht geben kann. Das Gefühl des Erhabenen wird nämlich immer hervorgerufen durch das Bewußtsein unendlicher objektiver Ueberlegenheit. Ein Ton oder eine Farbe an und für sich können uns aber schlechterdings nicht überlegen sein. Das akustisch und optisch Erhabene muß sich demnach immer auf andere Formen des Erhabenen zurückführen lassen.

Dem Erhabenen gegenüber verschwindet das Subjekt ganz und gar in nichts und mit ihm auch seine Schmerzen und Leiden. Erhabene Vorstellungen sind daher ungemein troſtreich.

g. Der Gegensatz des Erhabenen ist das Gemeine. Gemein nennen wir ein uns unterlegenes Objekt, wenn die durch die subjektive Ueberlegenheit verursachte Lust auf ein Minimum reduziert wird durch die Unlust, welche durch die objektive Unvollkommenheit erregt wird.

Die am häufigsten vorkommenden Formen des Gemeinen sind das sensual und gnomisch Gemeine.

Einen gefühlsrohen und einen zu willensschwachen Menschen nennen wir gemein.

Daß gerade Gefühls- und Willensbeschaffenheiten uns veranlassen, ein Objekt gemein zu nennen, kommt daher, daß Gefühlsroheit und Willensschwachheit die soziale Ordnung und somit auch das Heil eines jeden einzelnen gefährden. Hierdurch wird das Gefühl der Unlust, welches durch die Unvollkommenheit des Gefühls oder Willens erregt wird, verstärkt und das Gefühl der Lust, welches aus der subjektiven Ueberlegenheit entspringen sollte, aufgehoben.

Das formal Gemeine ist keine selbständige Art. Ein Gesicht nennen wir gemein, nicht seiner Form wegen, sondern nur, wenn uns diese zu Rückschlüssen auf das Gefühl und den Willen veranlaßt. Das formal Gemeine ist also ein sensual oder gnomisch Gemeines. Dasselbe gilt von dem intellektual Gemeinen.

Auch das akustisch und optisch Gemeine lassen sich immer auf eine andere Form des Gemeinen zurückführen. Wenn wir eine Farbenzusammenstellung oder Töne gemein nennen, so tun wir dies nur, weil jene von wenig Geschmack zeugen. Das akustisch und optisch Gemeine läßt sich also auf das sensual Gemeine zurückführen.

h. Erregt ein Objekt das Gefühl unendlicher Unterlegenheit, so jedoch, daß das hieraus entspringende Gefühl der Unlust nicht aufgehoben wird durch das Gefühl der

Lust, welches durch die objektive Größe und Vollkommenheit verursacht wird, so nennen wir dies Objekt tragisch.

Da das Gefühl unendlicher Unterlegenheit erweckt werden soll, so muß das Objekt erhaben sein. Da aber das Unlustgefühl ein ausgeprägtes sein soll, so muß uns das Objekt feindlich d. h. unsern Willen hemmend gegenübertreten. Das Tragische läßt sich demnach auch definieren als das uns feindlich gegenübertretende Erhabene.

Ein Meeressturm ist erhaben. Sobald sich aber eine Flotte auf dem Meere befindet und jene durch den Sturm vernichtet wird, so wirkt dieser tragisch. Die absichtliche Sprengung eines großen Gebäudes wirkt erhaben, die unbeabsichtigte, viele Menschenleben vernichtende Sprengung eines solchen wirkt tragisch. Der Ausbruch eines Vulkans ist erhaben; wenn derselbe aber mehrere Ortschaften verschüttet und vielen Menschen das Leben kostet, so wird er tragisch etc.

Oft wird das Gefühl der Erhabenheit eines Objektes erst durch die in der Zerstörung offenbarte Kraft erweckt. Wenn wir von einem Bergsturz lesen, ohne daß dessen zerstörende Wirkung näher beschrieben ist, so wirkt diese bloße Nachricht nicht erhaben, weil wir uns nach einer bloßen Nachricht keine Vorstellung machen von der ungeheuern Kraft, die solch ein Bergsturz repräsentiert.

Wenn wir aber von einem Bergsturz lesen, der so und so viele Ortschaften verschüttet und so und so vielen

Menschen das Leben gekostet, so wirkt diese Nachricht zunächst erhaben, und weil das Erhabene feindlich auftritt tragisch.

Wir werden uns nämlich zunächst der ungeheuren Kraft bewußt, die solch ein Bergsturz entfaltet und hierauf unserer absoluten Machtlosigkeit einem solchen Naturphänomen gegenüber.

Je größer das untergehende Objekt um so tragischer die Wirkung. Diese erreicht ihr Maximum, wenn das untergehende Objekt selbst wieder ein Erhabenes ist. Das Gefühl der Unterlegenheit wird dann gleichsam potenziert.

Daher lassen die Dichter ihre Helden kurz vor deren Untergang in vollem Glanze auftreten. Sie wollen hierdurch die Wirkung des Tragischen erhöhen. Das feindlich auftretende Erhabene ist in diesem Falle das Schicksal oder die unerbittlichen Naturgesetze und Naturmächte. Ihnen gegenüber ist der Mensch machtlos, und dieses Gefühl der Machtlosigkeit gewinnt noch bedeutend an Intensität, wenn selbst die vortrefflichsten, den gewöhnlichen Sterblichen bei weitem überlegenen Menschen nicht durch jene Mächte verschont werden.

i. Erregt ein Objekt das Gefühl subjektiver Ueberlegenheit, so jedoch, daß das hieraus entspringende Gefühl der Lust nicht aufgehoben wird durch das Gefühl der Unlust, welches durch objektive Unvollkommenheit verursacht wird, so nennen wir dies Objekt *komisch*.

Dummheit und Ungeschicklichkeit wirken komisch, weil sie ein Gefühl der Ueberlegenheit hervorrufen. In der Schule wird z. B. über eine jede Dummheit, die von einem Kommilitonen zutage gefördert wird, gelacht und zwar um so mehr je größer die Dummheit. Das Nachahmenwollen der Geschicklichkeit eines Menschen übt eine um so komischere Wirkung auf denselben und andere aus, je ungeschickter sich der Nachahmer dabei anstellt.

Ein Objekt, das komisch wirken soll, darf aber nicht so unvollkommen sein, daß die Unlust wegen dieser Unvollkommenheit größer ist als die Lust wegen der subjektiven Ueberlegenheit.

Das Stolpern oder Fallen eines Menschen wirkt komisch, weil es eine Folge von Zerstreutheit oder Ungeschicklichkeit ist und daher das Gefühl subjektiver Ueberlegenheit erweckt. Die Zerstreutheit und Ungeschicklichkeit eines Menschen ist für gewöhnlich keine dauernde, sondern nur eine momentane, zufällige. Daher wirkt sie nicht Unlust erregend. Weiß man jedoch, daß das Stolpern oder Fallen eines Menschen die Folge eines krankhaften Zustandes bei demselben ist, so bleibt die komische Wirkung aus.

Am größten ist die komische Wirkung, wenn das momentan oder zufällig unvollkommene Objekt für gewöhnlich vollkommener ist als das beobachtende Subjekt. Daher wirkt das Stolpern oder Fallen eines majestätisch Einher-

schreitenden komischer als das Stolpern oder Fallen eines Schlendrians.

Ein Betrunkener wirkt komisch, weil seine Unvollkommenheit nur die Folge einer bald vorübergehenden Krankheit ist. Die komische Wirkung eines betrunkenen Lehrers auf Schüler ist jedoch viel größer als die eines andern Betrunkenen und geradezu unbeschreiblich. Trotz der ihm für gewöhnlich zukommenden Ueberlegenheit seinen Schülern gegenüber sind ihm diese jetzt überlegen, und diese momentane Ueberlegenheit einem sonst Ueberlegenen gegenüber reizt ihr Lustgefühl so mächtig.

Aus demselben Grunde ist der zerstreute Professor eine überaus komische Figur. An Gelehrsamkeit ist er dem Laien weit überlegen. Die durch jenes geistige Arbeit veranlaßte Ablenkung der Aufmerksamkeit von den ihn nicht geistig beschäftigenden Objekten, kurz gesagt jenes Zerstreutheit aber ist eine momentane und sekundäre Unvollkommenheit, die das Gefühl der Ueberlegenheit beim Laien verursacht. Dieses momentane Ueberlegensein einem sonst Ueberlegenen gegenüber bringt die komische Wirkung hervor.

Auch Individuen, welche Ueberlegenheit nur markieren, denen es aber nicht gelingt, uns zu täuschen, weil sie entweder aus der Rolle fallen oder zu affektiert spielen, wirken komisch, weil sie durch das Erkanntwerden von ihrer Höhe herabstürzen und noch obendrein als eingebildete

Narren dem normalen Menschen unterlegen erscheinen. Daher sind der arrogante Leutnant, der Parvenu, der Dichterling etc. komische Figuren.

Studenten, Künstler und Schauspieler wirken komisch ihres freien Lebenswandels wegen. Der Student etc. ist freier und ungebundener als der Philister, welcher selbst wiederum in jenes Augen eine komische Figur, und die komische Wirkung beim Studenten kommt nun daher, daß man sich auf den Standpunkt desselben stellt, und daß einem nun die Welt von diesem Standpunkt aus in komischem Lichte erscheint. Man fühlt sich also nicht dem Studenten gegenüber überlegen, sondern mit dem Studenten fühlt man sich der philiströsen Welt gegenüber überlegen. Auch denkt man beim Studenten gleich an seine Streiche, bei den Streichen an die, denen sie gespielt wurden, und diesen gegenüber fühlt man sich überlegen. Die komische Wirkung wird also hier auf einem andern Wege erzielt als vorhin. Dies ist auch die Ursache davon, daß man, obwohl Parvenu und Student beides komische Figuren sind, den ersten verachtet, während man letzteren eher beneidet.

Daß das Schuldenmachen des Studenten komisch wirkt, das Schuldenmachen einer andern Person nicht, kommt daher, daß der Student noch nicht als selbständiges soziales Glied fungiert, daß er in der Regel Schulden macht auf Kosten seiner Eltern. Hierdurch wird die unangenehme

Wirkung des Schuldenmachens aufgehoben, und es bleibt nur der Student übrig in seiner peinlichen Verlegenheit einerseits den Gläubigern und andrerseits den Eltern gegenüber. Dieses Gefühl der Abhängigkeit von den Verhältnissen erregt ein subjektives Gefühl der Ueberlegenheit, und dieses bringt die komische Wirkung hervor.

Der betrogene Ehegatte wirkt komisch seiner Dummheit wegen. Die Wirkung ist um so größer je pfiffiger der Verführer, weil gegen dessen Pfiffigkeit jenes Dummheit um so greller absticht.

Die komische Wirkung wird jedoch nur auf der Bühne eine sichere sein, weil in der Wirklichkeit die Unlust wegen der durch einen Ehebruch verursachten Gefährdung der sozialen Ordnung größer ist als die Lust, welche durch Ueberlegenheit erregt wird. Diese Unlust fällt auf der Bühne weg, und daher wirkt das Gefühl der Ueberlegenheit allein. Ebenso kann ein jeder andere Bösewicht auf der Bühne gefallen seiner Geschicklichkeit, seiner Kraft, seiner Verwegenheit wegen. In der Wirklichkeit betrachtet man jedoch einen solchen nicht inbezug auf seine Vorzüge, sondern inbezug auf sein Verhältnis zu unserm Wohl, und er wird daher durchaus mißfallen. Auf der Bühne fällt die Beziehung zu unserm Wohl weg, und nun ist man auch für die Vorzüge eines Bösewichts empfänglich.

Ein jedes Reinfallen wirkt komisch, weil man sich immer auf Seiten des Reinlegenden stellt und sich daher dem

Reinfallenden gegenüber überlegen fühlt. Bei Streichen lacht man immer über diejenigen, welchen der Streich gespielt wurde. Streiche bestehen oft im Uebertreten von kleineren Geboten. Daß aber die vollkräftige Jugend zu solchen geneigt ist, kommt daher, daß eine jede Uebertretung eines Gebotes eine Erweiterung der persönlichen Macht ist. In der Jugend schmeckt dasjenige Obst am besten, das verbotener Weise auf Bäumen geholt ist, weil es gewürzt wird durch das durch die Uebertretung eines Verbotes hervorgerufene Machtgefühl. Demselben Umstand haben die erste Zigarre, wenn sie auch gar nicht schmeckt und das erste Glas Bier in einer verborgenen Kneipe ihren Reiz zu verdanken. Manches würde überhaupt nicht gemacht, wenn es nicht gerade verboten wäre.

Alte Trachten, alte Ansichten, alte Bücher etc. wirken komisch, weil alles Alte in der Regel unvollkommener ist als das Neue, da die kulturelle Entwicklung immer weiter fortschreitet, und weil es daher ein Gefühl von Ueberlegenheit hervorruft. Der Reiz, den die Lektüre alter Bücher auf uns ausübt, wird oft nur verursacht durch dies Gefühl der Ueberlegenheit. Ist das Alte nicht unvollkommener oder gar vollkommener als das Neue, so wirkt es auch nicht komisch.

Zweideutige Ausdrücke wirken komisch, weil sie es möglich machen, durch den Anstand verbotene Dinge auszusprechen, ohne die Gesetze des Anstandes zu verletzen. Die

komische Wirkung wird hier hervorgerufen durch das Ueberlegensein den Gesetzen des Anstandes gegenüber. Je gewählter die Formen und je deutlicher das eigentlich Gemeinte eines zweideutigen Gesprächs, um so größer die komische Wirkung, um so pikanter die Unterhaltung. Die Führung eines solchen erfordert viel Geist und Geschicklichkeit, und auch die Beobachtung dieser Vorzüge kann den Reiz einer solchen Unterhaltung erhöhen.

Anstandswidrige Ausdrücke wirken oft komisch, weil sie ein Zeichen von momentaner Ueberlegenheit den Gesetzen des Anstandes gegenüber. Je strenger diese gehandhabt, je schärfer die Zucht, um so eher bewegt man sich in solchen Ausdrücken, wenn man unbewacht, und um so größer ist ihr Reiz. Deshalb flegelt man sich in dieser Beziehung vielleicht nirgends mehr als auf der Schule, wo man mit Gewalt zu einer idealen Puppe herangezogen werden soll. Später, wenn man freier wird, verliert sich der Geschmack an solchen Ausschreitungen.

Nicht jedes unterlegene Objekt wirkt komisch. Damit es dieses tue, müssen wir es erst zum Vergleich mit uns heranziehen. Ein Hase wirkt nicht komisch, an und für sich betrachtet, weil es für gewöhnlich keinem Menschen einfällt, sich mit einem Hasen zu vergleichen. Findet man aber einen Hasen in Menschenkleidung mit Stock und Cylinder dargestellt, so wird man zu einem Vergleiche gezwungen, und dieser Hase übt dann eine überaus komische

Wirkung auf uns aus, weil wir uns ihm gegenüber unendlich überlegen fühlen. Auch die Affen wirken nur deshalb komisch, weil sie uns ihrer Menschenähnlichkeit wegen zu einem Vergleich mit Menschen zwingen und dann höchst unvollkommen erscheinen.

k. Die Gefühle des Unterlegen- und Ueberlegenseins sind beide vor andern dadurch ausgezeichnet, daß sie eigentümliche physiologische Erscheinungen ins Leben rufen. Durch das Gefühl des Unterlegenseins wird nämlich oft das Weinen, durch das Gefühl des Ueberlegenseins das Lachen verursacht.

Da infolgedessen das Weinen und das Lachen auch ein Zeichen des Vorhandenseins der Gefühle des Unterlegen- und des Ueberlegenseins sind, das Gefühl des Unterlegenseins aber den andern gegenüber gern verheimlicht wird, so ist man bestrebt, das Weinen möglichst zu unterdrücken oder zu verheimlichen, während man viel leichter und viel ungenierter lacht. Deshalb kann das Lachen öfter beobachtet werden als das Weinen. Das Lachen wird nur in den Fällen unterdrückt, in denen das Gefühl der Unterlegenheit das herrschende sein soll, in der Schule, in der Kirche etc.

Da das Weinen bei Erwachsenen meist unterdrückt oder verheimlicht wird, wie wir sahen, ist es beim Kinde, welches das Weinen noch nicht so leicht unterdrücken kann, weil es seine Person noch nicht in der Gewalt hat, weil es noch

nicht gelernt hat zu heucheln und sich zu verstellen, am leichtesten zu beobachten.

Wenn ein Kind ins Bett soll, aber nicht will, schließlich jedoch dazu gezwungen wird, fängt es bitterlich an zu weinen, weil es seinen Willen nicht durchsetzen konnte, weil es unterliegen mußte.

Wenn es mit einem Gegenstand spielt und man nimmt ihm denselben trotz heftiger Gegenwehr, so wird es wiederum zu weinen anfangen und wiederum aus demselben Grunde.

Wenn zwei Knaben miteinander ringen, so wird man nicht selten beobachten, daß der unterliegende Teil weint und zwar um so eher, je heftiger er sich gewehrt, je mehr das Unterliegen seinem Willen entgegen.

Wird ein Knabe von einem andern geschlagen und kann er ihn wieder schlagen, so wird er nicht zu weinen anfangen, auch wenn ihn der Schlag schmerzt. Ist ihm aber der Schlagende weit überlegen, so wird er sofort zu weinen anfangen, auch wenn er nur eine sanfte Ohrfeige erhalten, während er sich vielleicht einen Zahn ausziehen läßt, ohne eine Miene zu verziehen. Nicht der Schmerz, den die Ohrfeige verursacht, ruft also seine Tränen hervor, sondern das Gefühl der Unterlegenheit, der Machtlosigkeit dem Ueberlegenen gegenüber.

Wenn Kinder oft scheinbar über bloße Schmerzen weinen, so kommt es daher, daß sie die schmerzerregenden Objekte

personifizieren. Wenn sich ein Kind an einem Tische stößt, fängt es an zu weinen. Versetzt man aber dem Tische ebenfalls einen herben Stoß oder holt man einen Stock und zieht ihm ein paar über, so hört es oft zu weinen auf. In diesen Fällen war dann das Weinen verursacht durch das Gefühl der Machtlosigkeit dem Tische gegenüber. Oft weint das Kind auch deshalb, weil es sich dem Schmerz selbst gegenüber machtlos fühlt, was man an seinem Unwillen, an seinem Zorn erkennen kann.

Wenn sich ein Kind geschnitten hat, weint es oft erst, wenn es das Blut kommen sieht. Die Gefährlichkeit des Ausströmens von Blut erkennt es instinktiv, und es weint dann einmal, wegen seiner Machtlosigkeit, das Blut zu hemmen und zweitens, weil es sich kommendes Unheil vorstellt. Dies kommende Unheil erregt Angst bei ihm, d. h. ein Unlustgefühl, hervorgerufen durch bevorstehende, gewisse oder wahrscheinliche Unlust. Die Angst ist daher zugleich ein Gefühl der Machtlosigkeit dieser Unlust gegenüber und gibt daher auch zum Weinen Veranlassung. Sowie man jedoch das Blut gestillt und die Wunde verbunden hat, hört das Kind zu weinen auf.

Viele weinen auch erst, wenn sie bemitleidet werden. Das Mitleid wird nur erregt durch Unterlegenheit. Wenn also jemand sagt: alles wünsche ich mir, nur nicht das Bemitleidetwerden, so spricht sich darin die Furcht vor dem Unterlegensein aus. Umgekehrt wird auch das Gefühl

der Unterlegenheit durch Mitleid erweckt. Dies ist die Ursache davon, daß sich oft erst beim Bemitleidetwerden die Tränen einstellen.

Unglück oder ein Gefühl der Unlust veranlaßt für sich allein kein Weinen, sondern nur ein Stöhnen, Schreien, Brüllen. Denkt man aber im Unglück an früheres Glück und erweckt man so das Gefühl der jetzigen Unterlegenheit früheren Zeiten gegenüber, so können auch dem Erwachsenen die Tränen, wenn nur der Kontrast von einst und jetzt groß genug ist, bald kommen.

Tritt in den erwähnten Fällen, welche zum Weinen Veranlassung gaben oder geben konnten, ein neuer Umstand hinzu, der das Gefühl der Unterlegenheit in ein Gefühl der Ueberlegenheit verwandelt, so werden die Betreffenden vom Weinen zum Lachen übergehen.

Wenn das Kind nur von der Mutter gezwungen wird, ins Bett zu gehen, der Vater aber dazwischen tritt und bewirkt, daß das Kind noch aufbleiben darf, so wird das letztere zu lachen anfangen und die Mutter womöglich noch auslachen.

Dasselbe wird geschehen, wenn dem Kinde der von der Mutter genommene Gegenstand vom Vater wieder gegeben wird.

Von zwei miteinander ringenden Knaben wird, während der Unterliegende weint, der Siegende lachen und zwar um so mehr, je heftiger sich der letztere gewehrt, weil dann das Gefühl der Ueberlegenheit ein um so größeres ist. Kommt

ein Erwachsener hinzu und prügelt er den Stärkeren, so kehrt sich das Verhältnis bei den ersten beiden wieder um.

Auch beim Spielen lacht immer der gewinnende Teil und zwar um so heftiger, je mehr der andere Teil reinfällt oder in die Klemme gerät.

Sowie man im Unglück bei dem Gedanken an früheres Glück weint, so lacht man im Glück bei dem Gedanken an früheres Unglück. Natürlich muß das Unglück überstanden, und es darf keine üblen, jetzt noch gegenwärtigen Folgen haben. Auch darf die Verletzung des Selbstgefühls dabei keine Rolle spielen, weil bei der Erinnerung an solche Fälle immer wieder das damals vorhandene Abhängigkeitsgefühl erweckt wird und daher kein Gefühl der Ueberlegenheit aufkommen kann.

So lacht man später über schlimme Lagen, in denen man sich z. B. während seiner Schul- oder Militärzeit befand und zwar um so mehr, je mehr man in die Klemme geraten war. Das Lachen wird veranlaßt durch das gegenwärtige Gefühl der Unabhängigkeit und Sorgenlosigkeit, also durch ein Gefühl der Ueberlegenheit jenen Zeiten gegenüber.

Ueber einen Fall, durch welchen man sich einen Armbruch zugezogen hat, lacht man nicht, weil hierdurch eine dauernde Schädigung des Körpers verursacht wurde. Dagegen lacht man über einen Fall, bei welchem man mit dem bloßen Schrecken davonkam.

Ueber eine früher erlittene ungerechte Strafe lacht man nicht, weil man sich eine solche nur gefallen läßt, wenn man dem Strafenden gegenüber ohnmächtig, und weil dies Ohnmachtsgefühl durch die Erinnerung an jene Strafe immer wieder erweckt wird. Solch eine Strafe verzeiht man daher auch nicht, und man ist immer geneigt, sich später, wenn möglich, dafür zu rächen, während man über gerechte Strafen lacht und dem Strafenden oft dankbar dafür ist. Ebenso lacht man nicht über Fälle, welche Scham hervorriefen, weil bei der Erinnerung an dieselben immer wieder das damals erregte Gefühl der Unterlegenheit hervorgerufen und dadurch ein Aufkommen des Gefühls der Ueberlegenheit unmöglich gemacht wird etc.

Auch die ungünstigen Verhältnisse, in denen sich andere befinden, veranlassen oft unser Lachen, wenn es nicht durch Mitleid unterdrückt wird. Das Erzählen und Besprechen dieser Verhältnisse macht einen großen Teil der gewöhnlichen Unterhaltung aus. Klatschtanten unterhalten sich ausschließlich über derartige Themata. Sie sehen, wie es scheint, ihre Lebensaufgabe darin, die Verhältnisse aller irgendwie Bekannten durchzuhecheln, und sie freuen sich um so mehr je ungünstiger diese sind. Welche Freude, wenn eine derselben z. B. herausgefunden, daß dieses oder jenes Mädchen aus der Nachbarschaft verführt wurde oder gar ein Kind bekommt. Der hierdurch veranlaßte Jubel ist ein unaussprechlicher, besonders wenn das be-

treffende Mädchen von vornehmen Eltern oder etwas stolz und übermütig, weil hierdurch das Ueberlegenheitsgefühl erhöht wird.

Da das Unterlegensein anderer so vorzüglich gefällt, werden die Verhältnisse in der Regel noch viel schlimmer geschildert, als sie sind, d. h. die Leute werden runtergemacht. Wenn ein Mädchen z. B. mit einem Herrn gesehen wird, heißt es gleich, es hat näheren Umgang mit ihm gepflogen, wenn es ein Kind bekommt, so werden diesem gleich mehrere Väter zugesprochen etc.

Kameraden kann man vorzüglich dadurch unterhalten, daß man ihnen von Bekannten ungünstige Nachrichten bringt; wenn man ihnen z. B. erzählt, daß so und so viel verbummelt, daß der eine Versicherungsagent, der andere Reisender, der dritte Kellner geworden etc. Wenn man ihnen gar mitteilt, daß sich der eine oder der andere derselben in eine Nervenheilanstalt verirrt hat, so wird ihre Freude eine unbeschreibliche sein, und sie werden aus dem Lachen nicht mehr herauskommen, wenn nicht etwa solche darunter sind, die gleichfalls am verbummeln sind oder Mitleid empfinden oder solches nur markieren.

Auch dadurch, daß man sich selbst in ungünstigem Lichte darstellt, kann man einem Kameraden viel Freude machen. Wenn man ihm z. B. erzählt, daß man das Gedächtnis immer mehr verliere, daß man nachts nicht schlafen könne, ohne ein halbes Dutzend Seidel zu sich genommen

zu haben, daß man vor drei Uhr morgens nie nachhause und vor Mittag nie aus dem Bett komme, kurz wenn man sich als Erzlump und Liederjan hinstellt, so wird man denselben leicht zum Lachen bringen, besonders wenn man dabei selbst noch heiterer Laune ist, die Verkommenheit also noch größer erscheint, ohne Veranlassung zu Mitleid zu geben.

Alle diese Beispiele lassen deutlich erkennen, daß es immer ein Gefühl des Ueberlegenseins oder Unterlegenseins ist, durch welche das Lachen oder Weinen verursacht wird, und sie ließen sich noch beliebig vermehren. Die hier angeführten Fälle mögen jedoch zur Klarlegung der Sache genügen.

1. Eine Unterart des Komischen ist das Naive. Naiv nennen wir ein Objekt, das seiner Unentwickeltheit wegen ein Gefühl der Ueberlegenheit erregt.

Die wissenschaftlichen Ansichten früherer Generationen nennen wir naiv, weil sie den unsern gegenüber unentwickelt sind, in jener Zeit aber nicht entwickelter sein konnten.

Das Naive muß immer derart sein, daß es noch nicht auf der Höhe der Situation stehen kann, weil es noch nicht fertig entwickelt ist. Der Begriff naiv enthält also eine Art Entschuldigung.

Das Gebahren eines Kindes trägt besonders und natürlicher Weise den Stempel des Unentwickelten an sich. Naiv wird daher oft geradezu im Sinne von kindlich gebraucht, und da das Kind keck, unbefangen, unverdorben

und natürlich ist, so nimmt der Begriff naiv auch diese Bedeutungen an.

7. Hiermit sind wir am Ende unserer Untersuchung angelangt. Durch dieselbe wurden die ästhetischen Erscheinungen auf ihre Prinzipien, auf ihre letzten Grundtatsachen zurückgeführt, und die vorliegende Abhandlung bildet somit das Gerippe des ersten theoretischen Teils einer Aesthetik.

Manche von den Punkten, an denen weitergebaut werden kann, habe ich ausdrücklich hervorgehoben. Ich überlasse es aber dem Physiologen eine organische Aesthetik, dem Musiker eine Aesthetik der Töne, dem Maler eine Aesthetik der Farben, dem Bildhauer und Architekten eine Aesthetik der Formen, dem Mimen eine Aesthetik der Bewegungen zu schreiben. Des näheren ausgeführt wurde nur die Aesthetik der Vorstellungen und Gedanken, weil sie die Grundlage bilden zu einer philosophischen Betrachtung der Poesie und der poetischen Erzeugnisse. Die höchsten Formen der bildenden Künste und der Malerei, die den Menschen darstellen, gehören zwar auch in den Bereich der Aesthetik der Gedanken; aber immerhin vermögen es diese Künste auf das Gefühl nicht unmittelbar durch die Vorstellung oder den Gedanken, sondern nur mittelbar durch Form und Farbe zu wirken, und das bestimmt gerade die Art und Weise ihres Wirkens sowie die Grenzen, die den einzelnen Künsten gesteckt sind.

Die Musik hat viel weniger Beziehungen zur Poesie. Man spricht zwar auch von einer Gedankenmusik; das ist aber mehr ein Wortspiel. Die Musik vermag es wohl Gefühle, die durch Vorstellungen oder Gedanken erweckt werden sollen, zu verstärken, aber an und für sich ist die Wirkung der Musik auf das Gefühl eine unmittelbare, elementare, und sie kann in keiner Weise ganz bestimmte Vorstellungen und Gedanken hervorrufen.

Bisher war immer in erster Linie davon die Rede, in welcher Weise das Gefühl von den Objekten affiziert wird, nicht aber davon, wie der Mensch als handelndes Wesen auf diese Gefühlsaffektionen reagiert. Dieser verhält sich aber durchaus nicht passiv ihnen gegenüber, vielmehr sucht er einmal die Objekte der Außenwelt so umzugestalten, daß sie möglichst wenig Unlust, hingegen möglichst viel Lust erregen, und zweitens erzeugt er Objekte, welche die Aufgabe haben, Unlust aufzuheben oder Lust zu erregen; er schafft sich somit eine neue Welt mit neuen Objekten, und das ist die Kunst.

Die Kunstobjekte zerfallen hinsichtlich ihrer ästhetischen Wirkung in zwei Hauptarten. Zur ersten gehören diejenigen, welche nur um der gewöhnlichen menschlichen Bedürfnisse willen geschaffen sind, wie z. B. die Handwerkszeuge, die Gerätschaften, die Kleidungsstücke, die Wohnungen und alle Erzeugnisse der Mechanik. Sie haben für die Aesthetik wenig Interesse, denn sie sind nicht

dazu geschaffen, um unmittelbar auf das Gefühl zu wirken; die Art und Weise ihres Seins ist vielmehr bedingt durch die Art und Weise, wie sie umgestaltend auf äußere Objekte oder auf unsere Umgebung wirken sollen.

Zur zweiten Art hingegen gehören diejenigen, welche einzig und allein den Zweck haben, durch die Art und Weise ihres Seins unmittelbar auf unser Gefühl zu wirken.

Eine strenge Grenze zwischen beiden läßt sich allerdings nicht ziehen. Denn auch die Objekte der ersten Art werden bei den Kulturvölkern in der Weise hergestellt, daß sie zugleich unmittelbare Beziehung haben zu unserm Gefühl. So gibt man den Handwerkszeugen, den Gerätschaften möglichst gefällige Formen, und man versieht sie mit Verzierungen; die Kleider, namentlich der Frauen, haben nicht bloß den Zweck den Körper zu schützen, sie sollen auch auf das Auge wirken; dasselbe gilt von den Gebäuden und in gewissen Grenzen auch von den Erzeugnissen der Mechanik.

Als eigentliche Kunstwerke werden die Objekte der ersten Art bezeichnet; die der zweiten nur, soweit sie dazu bestimmt sind, unmittelbar auf das Auge und das Gefühl zu wirken. Der praktische Zweck dieser letzteren hat kein künstlerisches Interesse, und es ist gerade ein Merkmal für die echte Kunst und ihr hohes Vorrecht nutzlos zu sein in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung. Wenn sie aber in den Dienst einer fremden Sache tritt, wenn sie

tendenziös wird oder zur Reklame dient, so wird sie dadurch entwürdigt.

Die verschiedenen Künste unterscheiden sich nach dem Stoff, den sie bearbeiten. Eins aber ist jeder Kunst gemein, nämlich, daß sie bildet, daß sie schafft, daß sie gestaltet. Wie der bildende Künstler Erz und Stein, der Maler Farben, der Musiker Töne, der Bewegungskünstler seinen Körper, so gestaltet auch der Dichter Vorstellungen und Gedanken zu hohen Kunstgebilden. Die vornehmste Aufgabe desselben aber ist es Menschen zu gestalten, nicht ihrer äußern Form, sondern ihrem Innenleben nach. Der Mensch erkennt jedoch seinen Mitmenschen nur dadurch, daß er sich selbst erkennt. Daher muß der Dichter, der große Menschen schafft, selbst ein großer Mann sein. In seinen Menschen offenbart er sich selbst.

So ist die Poesie die subjektivste Kunst. Sie ermöglicht es dem Künstler auf des Herzens Grund zu sehen, sie erleichtert es, ihn zu kennen und zu erkennen, und daher kommt es vielleicht, daß gerade die großen Dichter im allgemeinen das höchste Ansehen genießen und des größten Ruhmes teilhaftig werden.

Soviel von der Kunst. Sich des nähern darüber zu verbreiten ist Sache einer angewandten Aesthetik, nicht aber der Prinzipien.

Von demselben Verfasser und in demselben Verlage sind bisher erschienen:

Liebe und Leben, Gedichte 2. Auflage. 1.50

Altklassische Lyrik, Freie moderne Nachbildungen. 1.50

Ungezogene Lieder, Gedichte. 1.50

Opfer der Liebe, Trauerspiel in 5 Aufzügeu. 1.50

Der Herr Professor, Lustspiel in 5 Aufzügen. 2.—

Die Emanzipierten, Lustspiel in drei Aufzügen. 2.—

Qualen, Sechs Novellen. 1.50

Prinzipien der Aesthetik. 2.50


N68
F7
139556

